O. Z.

Roman

von

H. C. Andersen.

Dritter Theil.

Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1849.

XXXIII.

„Und nah und immer näher rückt er ihr!“
— „O, Hoffnung, Antwort gieb in dieser Nelke mir,
Sie seufzet: o, ich will — doch nein! — ich darf nicht wollen.“
Die Tänzerin von Paludan-Müller.

„Ich will schon dahinter kommen!“ meinte Otto. „Die heftige Liebe kann doch nicht verdunstet sein?“ Er gab auf jeden kleinen Zug genau Acht. Eva war stets das stille bescheidene Wesen, wie früher, eine Hauselfe, die freundlich auf das Ganze einwirkte. Wilhelm sprach mit ihr, aber nicht leidenschaftlich, auch nicht mit affectirter Gleichgültigkeit. Gleichwohl können wir uns nicht ganz auf Otto's Beobachtungsgabe verlassen; sein Blick flog zu oft zu einem theuerern Gegenstande hin, Sophien gehörte doch eigentlich seine Aufmerksamkeit.

Sie gingen im Garten spazieren.

„Einst, wie Sie sicher wissen,“ sagte Otto, „schwärmte Ihr Bruder für die hübsche Eva. Ist es da nicht ein wenig

gefährlich, daß sie sich hier aufhält? Ist Ihre Frau Mutter auch vorsichtig gewesen?"

„Für Wilhelm bin ich ganz ohne Sorge," antwortete Sophie. „Nehmen Sie sich nur in Acht! Eva ist sehr liebenswürdig und hat sich bedeutend zu ihrem Vortheil verändert, seit sie hierher gekommen ist. Meine Schwester Louise schwärmt für sie, und die Mutter betrachtet sie fast als ihre Pflegetochter. Sie haben wohl gesehen, daß sie nicht zurückgesetzt wird. Uebrigens ist sie schwächlich, sie gleicht den zarten Gebirgsblumen, die in Schnee und Kälte gedeihen, aber in der lauen, von der Sonne beschienenen Bergluft das Haupt beugen. Es scheint mir wirklich, daß sie schwächer geworden ist, seit sie Pflege und gute Tage bekam. Als ich sie in Roeskilde sah, war sie viel blühender."

„Vielleicht denkt sie an Ihren Bruder, denkt an ihn mit stillem Leiden!"

„Das glaube ich nicht," antwortete Sophie, „sonst wüßte gewiß Louise etwas davon, sie besitzt Eva's ganzes Vertrauen. Sie können sich beruhigen, wenn Sie eifersüchtig sind!"

„Wie kommen Sie doch darauf? Meine Gedanken sind aufwärts gerichtet, nicht abwärts!" sagte er mit einer Art Stolz. „Ich fühle es, nie könnte ich mich in Eva verlieben. Liebe zu ihr fassen, nein! indem ich das denke, scheint es mir ordentlich, als habe ich etwas gegen sie. Aber Sie scherzen, Sie wollen mich necken, wie Sie es so oft gethan haben.

Bald werden wir uns trennen; nach zwei Monaten verweile ich nicht mehr in Dänemark. Zwei lange Jahre in der Fremde —! Wie viel kann sich während dessen ereignen! Werden Sie an mich denken? Recht an mich denken, mein Fräulein?" Er beugte sich und küßte ihre Hand.

Sophie wurde blutroth. Beide schwiegen.

„Steht Ihr hier?" sagte die Mutter, die aus einem Seitengange kam.

Otto bückte sich tiefer und knickte eine der schönen Levkojen, die über die Rabatten hing.

„Pflücken Sie Louisens liebste Blumen?" sagte sie lächelnd. „Dieses Beet ist gerade für unverletzlich erklärt."

„Ich war so unglücklich, sie zu knicken!" sagte Otto verwirrt.

„Er wollte die dunkelrothe Nelke zu meinem Kranze für den Mittagstisch pflücken!" sagte Sophie. „Da er sie nahm, so ist mein Gewissen rein geblieben!"

Und sie gingen alle drei spazieren, sprachen von Kirschen, Stachelbeeren, der Leinwand auf der Bleiche und vom warmen Sommertage.

Am Abend saßen Eva und beide Schwestern bei ihrer Handarbeit, Otto und Wilhelm hatten an ihrer Seite Platz genommen. Sie sprachen von Kopenhagen.

Sophie wußte eine Menge kleiner komischer Züge vorzubringen, die sie bei den dortigen jungen Damen gefunden hatte. Otto ging in ihre Ideen ein und wußte geschickt zu unterstützen, was sie vorbrachte. Was eigentlich die weibliche Jugend interessire, kam nun zur Sprache.

„Wenn das Mädchen confirmirt ist, wachen allerlei Schwärmereien auf!“ sagte Otto. „Man spürt eine Art Hinneigung zu dem männlichen Herzen. Noch darf man diese nicht recht aussprechen, ausgenommen vor zwei Fremden: dem Prediger und dem Arzte. Für diese Beiden schwärmt die Jungfrau, besonders für den ersteren; sie steht in einer Art geistigen Rapports zu ihm. Seine körperliche Liebenswürdigkeit verschmilzt mit der geistigen. Ihre erste Liebe kann man sonach am bezeichnendsten die Priester-Liebe nennen.“

„Das ist vortrefflich gesagt!“ rief Sophie aus.

„Er predigt sich tiefer ins Herz hinein!“ fuhr Otto fort. „Sie zerschmilzt in Thränen, küßt seine Hand, geht in die Kirche, aber nicht um Gottes, sondern um des lieben Predigers willen!“

„O, das kenne ich so gut!“ sagte Sophie und lachte.

„Pfui, das meinst Du nicht so!“ sagte Louise. „Und ich weiß nicht, wie Sie, Herr Zostrup, so etwas sagen können. Das ist ja häßlich! Sie kennen eines jungen Mädchens Seele gar nicht, kennen nicht das reine Gefühl, womit sie sich zu dem Manne hinneigt, der ihr die Heiligthümer der Religion eröffnet. Spotten Sie doch nicht über das Unschuldige, das Reine, das so weit von jedem irdischen Eindrucke entfernt ist!“

„Ich versichere,“ sagte Otto lächelnd, „wäre ich ein Dichter, ich würde in hundert witzigen Epigrammen diese Priesterliebe lächerlich machen; und wäre ich ein Lehrer, ich würde vom Katheder dagegen protestiren!“

„Das hieße Gift in einen Brunnen schütten!“ sagte

Louise. „Sie, als Mann, können nicht das Reine fühlen, das Heilige, das sich in eines jungen Mädchens Brust bewegt. Eva, Du bist sicher meiner Ansicht?"

„Das ist auch nicht Herrn Zostrup's Meinung!" antwortete sie und blickte ihn mit mildem Ernste an.

Wilhelm lachte laut.

XXXIV.

Ach, ich bin kein starker Baum —
Ach, ich bin die Blume nur,
Die des Maies Kuß geweckt,
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab sie deckt!

Rückert.

Am nächsten Vormittage kam Besuch: zwei junge Damen von Nyborg, Freundinnen von Sophie und Louise. Vor dem Mittagsessen wollte man einen Spaziergang machen, durch das Holz nach einer Koppel, wo der Flachs in Blüthe stand. Otto sollte sie begleiten.

„Ich bin mit von der Partie!" sagte der Kammerjunker, der eben in den Hof sprengte, als die Damen mit Otto ihre Wanderung antraten. Die ganze Gesellschaft bestand demnach aus fünf Damen und zwei Herren.

„Das Vieh ist doch nicht auf dem Felde, über das wir sollen?" fragte Eva.

„Nein, mein gutes Mädchen!" entgegnete Sophie, „Du kannst ganz ruhig sein! Uebrigens haben wir ja auch zwei Herren mit."

„Ja, die können uns gegen die unbändigen Stiere nicht schützen!“ sagte Louise. „Aber wir haben nichts zu fürchten! Da, wo wir gehen, kommen die Kühe erst nach dem Melken hin. Ich bin auch keine Heldin! Uebrigens ist es noch nicht lange her, daß der eine Stier den Kuhhirten beinahe todt gestoßen hätte. Auch stieß er neulich der Sidsel ein großes Loch in den Arm; Sie erinnern sich wohl noch des Mädchens mit den zusammengewachsenen Augenbrauen?“

„Auch ist hier im Holze eine wilde Sau mit elf Ferkeln!“ sagte Sophie mit ironischem Ernste, „der wäre nicht gut zu begegnen!“

„Die ist fast eben so schlimm, wie die Stiere!“ sagte der Kammerjunker und lachte über Eva.

Die Unterhaltung nahm eine andere Richtung.

„Wollen wir nicht den Peter Krüppel besuchen?“ fragte Sophie. „Die Herren können dann die hübsche Schmiedstochter sehen; sie ist doch wirklich zu schön, um seine Frau zu sein!“

„Ist Peter Krüppel verheirathet?“ fragte Otto.

„Nein, er will erst nächsten Sonntag Hochzeit machen!“ antwortete der Kammerjunker. „Aber die Braut ist schon in seinem Hause. Am Sonntag vor acht Tagen wurden sie zum ersten Mal aufgeboten, und sogleich zogen sie zusammen. Oft geschieht das noch früher, wenn der Mann eine Frau nicht entbehren kann. Sie hat ihn wegen seines gefüllten Säckels genommen!“

„Ja, beim Bauer giebt selten Liebe den Ausschlag!“ sagte Louise. „Voriges Jahr hatten wir hier ein ganz

junges Mädchen, das sich mit einem Manne verheirathete, der ihr Großvater sein konnte. Sie nähme ihn einzig und allein, sagte sie, weil er so gutes Töpfergeschirr hätte."

„Das sind zerbrechliche Dinge, sich darauf zu verheirathen!" meinte Otto.

Inzwischen waren sie bis an den Rand des Holzes gekommen. Hier lag ein kleines Haus, Hopfenranken hingen üppig über den Zaun herab, die Katze stand mit gekrümmtem Rücken auf der morschen Einfassung des Brunnens.

Sophie, an der Spitze der ganzen Gesellschaft, trat in die Stube, wo Peter Krüppel auf dem Tische saß und nähte; aber leicht und geschäftig wie ein Kobold fuhr er vom Tische herab, ihr die Hand zu küssen. Die hübsche Schmiedstochter rührte im Kessel auf dem Feuerheerd. Johanniskräuter, zwischen Balken und Decke gesteckt, schossen in üppigem Wachsthum hervor und prophezeiten den Bewohnern des Hauses eine lange Lebenszeit. An der rußigen Decke glänzten Heringsseelen, wie man einen gewissen Theil der Eingeweide des Herings nennt, welche Peter Krüppel, dem Volksglauben folgend, an die Decke geworfen hatte, überzeugt, daß er, so lange sie da hingen, vom kalten Fieber befreit bleiben würde.

Otto nahm keinen Theil an der Unterhaltung, sondern blätterte in einem Bund Lieder, die er fand; sie waren in ein Stück blaues Tabakspapier zusammengeheftet. Der Hauptinhalt derselben war: „neue, traurige Lieder" — „von dem gräulichen Morde" — „von dem frechen Verbrecher" — „von dem Teufel in der Laxstraße" — „von

Roats Sturz," und dergleichen Sachen, welche jetzt bei den Bauern die bessern alten Volkslieder verdrängt haben.

Mit Louise, Eva und einer von den Damen aus Nyborg ging Otto langsam den andern voran, die noch einige Scherze zu sagen hatten, ehe sie Peter Krüppel und seine Braut verließen.

„Wollen wir über die Koppel nach dem Hünengrabe gehen?" sagte Louise. „Es ist heute klares Wetter, wir werden Seeland sehen können. Die Andern kommen uns wohl nach, hier vom Fußsteige aus entdecken sie uns gleich."

Otto öffnete das Gitter, und sie gingen über die Koppel. Sie waren schon eine ziemliche Strecke hinein, als der Kammerjunker mit seinen beiden Damen den Fußsteig betrat, von welchem aus sie die Andern sehen konnten.

„Sie wollen nach dem Hünengrabe!" sagte er.

„Da werden Sie wohl einen kleinen Schreck bekommen!" sagte Sophie. „Unten in der Ecke der Koppel liegt das Jungvieh. Sie können dieses in der Entfernung leicht für die Kühe und die unbändigen Stiere halten!"

„Wollen wir sie nicht lieber zurückrufen?" fragte die andere Dame.

„Ein wenig Angst müssen wir ihnen doch machen," sagte Sophie. „Rufen Sie ihnen zu: da sind die Kühe!"

„Ja, das kann ich mit gutem Gewissen rufen!" sagte der Kammerjunker, und nun schrie er, so laut er konnte: „Da ist das Vieh! Kehrt um! Kehrt um!"

Eva hörte es zuerst. „O Gott!" sagte sie, „hört, was sie uns zurufen!"

Otto blickte umher, sah aber keine Kühe.

„Nun stehen sie still!“ sagte Sophie, „rufen Sie noch einmal!“

Der Kammerjunker rief, wie vorhin, und Sophie ahmte das Brüllen der Kühe nach. Bei diesem Lärm erhob sich das Jungvieh.

Nun wurde Louise es gewahr. „O Gott!“ rief sie aus. „Da unten in der Ecke der Koppel ist das ganze Vieh!“

„Laßt uns laufen!“ rief Eva und ergriff die Flucht.

„Um Gottes willen, laufen Sie nicht!“ rief Otto. „Gehen Sie ruhig und langsam, sonst könnte es kommen!“

„Macht fort! fort!“ tönte es vom Walde her.

„O Gott!“ schrie Eva laut, als sie das Vieh den Schwanz in die Höhe heben sah, sobald es die Fliehenden erblickte.

„Nun kommen sie!“ rief die Dame, die sie begleitete, und stieß einen lauten Schrei aus.

Eva floh voran, wie vom Winde getragen, die Dame folgte ihr, Louise lief hinterher.

Nun sah Otto wirklich alles Vieh, das bei der Flucht der Damen instinctmäßig nachfolgte, in gleicher Richtung mit ihnen über die Koppel hinjagen.

Es blieb ihm nun nichts übrig, als, wie die Andern, das Gitter zu erreichen. Dies öffnete er, und hatte es eben wieder geschlossen, als das Vieh dicht hinter ihnen war, aber Keiner hatte Augen zu sehen, ob es groß oder klein sei.

„Jetzt ist keine Gefahr mehr!“ rief Otto, sobald er das Gitter wohl verschlossen hatte, aber die Damen flohen

noch immer, die Bäume umkreisend, der Stelle zu, wo der Kammerjunker und seine beiden Damen mit schallendem Gelächter ihrer warteten.

Sophie mußte ob dieses Amüsements sich an einen Baum halten. Es sei ein unbezahlbares Schauspiel gewesen, diese Flucht zu sehen: Eva an der Spitze, und Herr Zostrup vorbeisausend, um das Gitter zu öffnen.

Louise war blaß, wie der Tod, sie zitterte am ganzen Körper, die Freundin stützte Arm und Stirn an einen Baum und schöpfte schwer Athem.

„Bu!" rief Sophie noch einmal und lachte.

„Aber wo ist Eva?" fragte Otto und rief ihren Namen.

„Sie lief vor mir her!" sagte Louise. „Sie steht gewiß auch an einem Baum und sammelt Kräfte."

„Eva!" rief Sophie. „Wo bleibt mein Held? **I want a hero!**"*)

Otto ging zurück, um sie zu suchen. In diesem Augenblick kam Wilhelm.

Der Kammerjunker bedauerte, daß er nicht den Wettlauf mit angesehen habe, und erzählte ihm die ganze Geschichte.

„O, kommt doch! kommt doch!" hörte man Otto rufen. Sie fanden ihn knieend im hohen Grase. Eva lag auf der Erde ausgestreckt, sie war blaß wie der Tod. Ihr Kopf ruhte auf Otto's Schooß.

„Gott im Himmel!" rief Wilhelm, und warf sich vor ihr nieder. „Eva, Eva! o sie ist todt! daran bist

*) Byron's Don Juan.

Du Schuld, Sophie! Du hast sie getödtet!" Vorwurfsvoll heftete er seinen Blick auf die Schwester. Diese brach in Thränen aus und verbarg ihr Antlitz mit den Händen.

Otto lief nach dem Bauerhause und brachte Wasser. Peter Krüppel selbst hüpfte wie ein Kobold hinter ihm her durch die hohen Nesseln und großen Kletten, die über ihm zusammenschlugen.

Der Kammerjunker nahm Eva auf seine starken Arme und trug sie nach dem Bauerhause. Wilhelm ließ ihre Hand nicht fahren. Die Uebrigen folgten schweigend.

„Sucht sie nach Hause zu bringen!" sagte Wilhelm, „ich selbst will den Arzt holen!" Er stürzte fort und eilte durchs Holz hin nach dem Gute, wo er den Knechten befahl, einen Tragsessel für die Kranke hinauszubringen, ließ darauf einen der leichtesten Wagen anspannen, setzte sich selbst als Kutscher hinein und jagte davon nach Nyborg, der nächsten Stadt, die doch fast drei Meilen entfernt war.

Sophie war untröstlich. „Das ist meine Schuld!" sagte sie und weinte.

Otto fand sie vor dem Hause unter einem Hollunderstrauche sitzend. Sie konnte es nicht aushalten, Eva's Blässe zu sehen.

„Sie sind unschuldig!" sagte Otto. „Glauben Sie mir, morgen wird Eva vollkommen wiederhergestellt sein! Sie selbst," fügte er beruhigend hinzu, „benahm sich so unklug. Ich warnte sie, sie möchte nicht laufen. Ihre eigene Furchtsamkeit ist Schuld an Allem."

„Nein, nein!“ entgegnete Sophie; „meine Thorheit, meine Ausgelassenheit hat das ganze Unglück angerichtet!“

„Jetzt ist es viel besser!“ sagte der Kammerjunker, aus dem Hause tretend. „Sie ist doch auch verteufelt zart, so vor ein paar Kälbern zu laufen! Ich muß noch lachen, wenn ich daran denke, obgleich es ein solches Ende nahm!“

Nun trafen die Knechte ein, die Wilhelm mit dem Tragsessel hinausgeschickt hatte.

Eva glaubte gehen zu können, wenn sie sich auf einen von ihnen stützte. Besser wäre es, sie würde getragen, meinten diese.

„Du fühlst keine Schmerzen?“ fragte Louise und küßte ihr schw:sterlich die Stirn.

„Nein, durchaus nicht!“ antwortete Eva. „Zürnet mir nicht, daß ich Euch so erschreckt habe. Ich bin so furchtsam, und die Stiere waren dicht hinter uns.“

„Es waren ja, so wahr mir Gott helfe, nur Kälber!“ antwortete der Kammerjunker; „sie wollten spielen und liefen nur, weil Sie liefen!“

„Es war ein thörichter Scherz von mir!“ sagte Sophie und ergriff Eva's Hand. „Ich bin sehr unglücklich darüber!“

„O nein!“ sagte Eva und lächelte wehmüthig froh. „Morgen bin ich gewiß wieder ganz munter!“ Ihr Auge schien Jemand zu suchen.

Otto verstand diesen Blick. „Es ist nach dem Arzte geschickt! Wilhelm ist selbst hingefahren.“

Ungefähr in der Mitte des Holzes kam ihnen die Muter entgegen, sie war eben so blaß wie Eva.

Alle suchten sie zu beruhigen; Eva beugte den Kopf, um ihre Hand zu küssen. Der Kammerjunker erzählte ihr die Geschichte, und sie schüttelte den Kopf. „Welch ein unkluger, thörichter Scherz!" sagte sie; „da sehen wir die Folgen!"

Erst spät am Nachmittage kam Wilhelm mit dem Arzte; dieser fand die Patientin außer aller Gefahr und verordnete, was noch geschehen sollte. Ruhe und die warme Sommerluft würden das Beste thun.

„Sehen Sie," sagte Otto, als er gegen Abend Sophien im Garten traf, „heute verbarg Wilhelm sein Gefühl nicht!"

„Ich fürchte, Sie haben Recht!" entgegnete Sophie; „er liebt Eva, das ist doch recht unglücklich. Sagen Sie mir, was Sie davon wissen."

„Ich weiß so gut wie nichts!" sagte Otto und erzählte von dem kleinen Jonas und dem ersten Zusammentreffen.

„Ja, das hat er uns Alles selbst gesagt! Aber wissen Sie nichts mehr?" Ihre Stimme wurde weich, und vertraulich weilte ihr Auge auf dem Otto's.

Er erzählte ihr die kurze Unterredung, die er im vorigen Herbst mit Wilhelm gehabt hatte, wie dieser über seine aufrichtige Warnung böse geworden, und daß sie seitdem nie über Eva gesprochen hätten. „Ich muß meine Furcht der Mutter mittheilen!" sagte Sophie. „Fast freue ich mich nun, daß er in zwei Monaten fortreiset, obgleich wir dann auch Sie verlieren!"

Und Otto's Herz pochte, das Geheimniß seines Herzens drängte sich ihm auf die Lippen, jeden Augenblick wollte er

es aussprechen. Aber Sophie hatte immer noch eine Frage wegen des Bruders; sie waren schon aus dem Garten, schon auf dem Hofe, und Otto hatte noch Nichts gesagt.

Darum war er so still, als er mit Wilhelm spät Abends in ihr Zimmer trat. Wilhelm sagte auch kein Wort, aber sein Auge weilte wiederholt erwartungsvoll auf Otto, als ob er darauf harre, daß dieser das Stillschweigen brechen solle. Wilhelm trat ans offene Fenster und sog die frische Luft ein; plötzlich wendete er sich um, schlang seine Arme um Otto und rief aus: „Ich kann es nicht aushalten! Einem muß ich es sagen! Ich liebe sie, werde sie nie aufgeben, wenn auch Alle dagegen sind! Nun habe ich mehrere Monate lang still meine Gefühle verborgen, ich kann es nicht länger, oder ich werde ein kränkliches Geschöpf, und dazu bin ich nicht geschaffen!"

„Weiß sie es?" fragte Otto.

„Ja und nein! Ich weiß nicht, was ich antworten soll! Hier im Hause habe ich nie allein mit ihr gesprochen. Das letzte Mal, als Weyse in Roeskilde auf der Orgel spielte, hatte ich ein hübsches seidenes Tuch gekauft, welches ich für sie mitbrachte; ich weiß nicht, ich wollte ihr eine Freude machen. Da kam eine Frau vorbei, mit hübschen Levkojen, ich stand am offenen Fenster, sie bot mir einen Strauß an und ich kaufte ihn. „Das sind hübsche Blumen!" sagte Eva, als sie hereinkam. „Mir würden sie verwelken," sagte ich. „Setzen Sie sie ins Wasser und behalten Sie sie!" Sie wollte nur eine einzige haben, ich nöthigte ihr alle auf; sie wurde roth, ihr Auge blickte mir wunder-

bar tief in die Seele. Ich weiß nicht, welch ein Mensch ich wurde, aber es war mir unmöglich, ihr das Tuch zu geben, es schien mir dies eine Beleidigung zu sein. Eva ging fort mit den Blumen. Aber den folgenden Morgen kam es mir vor, als sei sie unruhig, ich glaubte sie die Farbe wechseln zu sehen, als ich ihr Adieu sagte! — Sie muß die Gedanken in meiner Seele gelesen haben — —"

„Und das Tuch —?" unterbrach ihn Otto.

„Das schenkte ich meiner Schwester Sophie," sagte Wilhelm.

XXXV.

Sage mir,
Was mein Herz begehrt? —
Mein Herz ist bei Dir,
Halt' es werth.
West-östlicher Divan von Goethe.

Seht, da steht der Mann schon wieder
Mit den unheilschwangern Blicken.
Reiseerinnerungen von B. S. Ingemann.

Einige Tage vergingen, die feine Röthe kehrte auf Eva's Wangen zurück. Ihr erster Ausgang mit den Andern war, das Rübsenstroh brennen zu sehen. Es war in zwei ungeheuern Haufen zusammengefahren. Am Morgen, zu einer bestimmten Stunde, die in der Gegend bekannt gemacht war, damit Niemand glaube, daß irgendwo Feuer sei, wurde das Stroh angezündet. Es lag auf der nächsten

Koppel dicht vor dem Gute, wo die Rübsaat auf einem ausgespannten Segel gedroschen war.

Der Landschaftsmaler Dahl hat ein Gemälde des brennenden Vesuv geliefert, wo die rothe Lava vom Berge herab strömt; im Hintergrunde hat man den Blick über den Meerbusen hin nach Neapel und Ischia; es ist ein Bild von großer Wirkung. Eine so glänzende Situation findet sich nicht in dem flachen Dänemark, das keine großen Naturscenen darbietet; doch brachte dieser Morgen hier ein Gemälde mit demselben Farbenspiele. Wir beschauen es: den Vordergrund bildet eine Hecke von Haselnußstauden, die Nüsse hängen in großen Trauben und stechen mit ihrem hellen Grün stark gegen die dunkeln Blätter ab; die blaue Cichorienblume und der blutrothe Mohn wuchern an den Gräben neben dem Steg, über welchen die Damen hüpfen; die zarte Sylphengestalt ist Eva. Auf der Koppel, wo nur die gelben Stoppeln hervorragen, stehen Otto und Wilhelm, zwei prächtige Jagdhunde wedeln neben ihnen. Zur Linken ist ein kleiner See, fast zugewachsen mit Schilf und Wasserlilien. Vorn, wo der Wald eine Wendung macht, liegt, einer großen Scheune nicht unähnlich, das zusammengefahrene Stroh; der Knecht hat Feuer angeschlagen, zündet die äußere Seite an, und mit einer Schnelligkeit, wie die der herabströmenden Lava, läuft nun das rothe Feuer den riesenhohen Haufen hinan. Es knittert und knattert darin. In einem Augenblick ist Alles ein brennender Hügel, die rothe Flamme schlägt hoch empor in die blaue Luft, hoch über den Wald, der nun nicht gesehen wird. Ein dicker schwarzer Rauch

steigt in die klare Luft und weilt hoch oben, wie eine Wolke. Aus den Flammen und dem Rauche hebt der Wind große Feuerballen empor, welche knisternd und knasternd vom Winde dem Walde zugetrieben werden; es sieht ängstlich aus, wie sie sich an die nächsten Bäume heften und Zweige und Blätter ansengen.

„Laßt uns weiter fort gehen," sagte Sophie, „die Hitze ist hier zu stark." Sie zogen sich an den Graben zurück.

„Nein, welche Menge Nüsse," rief Wilhelm aus, „und von diesen bekomme ich nicht eine einzige! Ich bin fort, wenn sie reif sind!"

„Aber Sie bekommen Trauben und andere herrliche Früchte!" sagte Eva lächelnd. „Wir haben unser Schönes hier in der Heimath!" —

„Ja, es ist schön, sehr schön hier in der Heimath!" erwiederte Wilhelm, „herrliche Blumen, wilde Nüsse, und da haben wir ja den Vesuv vor uns!" er wies auf den brennenden Haufen.

„Nein!" sagte Sophie, „mir scheint, er gleiche mehr dem Scheiterhaufen, auf dem die Hindu-Wittwen sich lebendig verbrennen lassen! Das muß schrecklich sein!"

„Man ist gewiß gleich todt!" sagte Eva.

„Würdest Du Dich wirklich verbrennen lassen, wenn Du eine Hindu-Wittwe wärest, z. B. für Herrn Zostrup oder Wilhelm," sagte sie leicht hingeworfen, „wenn er todt im Feuer läge?"

„Wäre es Landessitte, und ich hätte wirklich die einzige

Stütze verloren, die ich in der Welt besäße, so würde ich es thun!"

„O nein, nein!" sagte Louise.

„Im Grunde ist es prächtig!" rief Sophie aus.

„Das Brennen ist vielleicht nicht das Peinlichste!" sagte Otto und pflückte zerstreut Nüsse aus der Hecke. „Ich kenne ein Märchen von einem ärgeren Brennen."

„Wie lautet das?" fragte Wilhelm.

„Es läßt sich in großer Gesellschaft nicht erzählen, man darf es nur hören, wenn man selbander ist. Bei Gelegenheit will ich es wohl erzählen!"

„O, ich kenne es!" sagte Wilhelm. „Sie können es ja einer meiner Schwestern erzählen, welcher Sie am liebsten wollen! so will ich — ja, ich muß es Eva erzählen!"

„Es ist zu früh am Tage, um Märchen zu hören!" sagte Louise, „laßt uns lieber ein Lied singen!"

„Nein, dann müssen wir noch vor Abend weinen!" antwortete Wilhelm, und sie bekamen weder Gesang noch Märchen.

Die Mutter kam mit Wasserine, dem alten treuen Hunde, gegangen, die Beiden wollten auch sehen, wie herrlich es brannte. Das Rübsenstroh ging auf die Neige; der andere Brand, von dem das Märchen erzählen konnte, ja, der kam noch nicht zum Ausbruch, aber man konnte es jede Stunde am Tage erwarten.

Am Abend spazierte Otto allein durch die große Kastanienallee. Der Mond schien hell durch die Baumzweige.

Als er in den mittleren Hof trat, hüpften Wilhelm und Sophie ihm entgegen, aber leise, ganz leise. Die Hand hob sich, Stillschweigen gebietend.

„Kommen Sie!" sagte Sophie, „das ist eine Scene zum Malen! — Es geht lustig her in der Gesindestube, man kann herrlich durchs Fenster sehen!"

„Ja, kommen Sie!" wiederholte Wilhelm.

Otto schlich sich dahin. Das Licht schimmerte heraus. Drinnen wurde gelacht und laut gesprochen, Einer schlug auf den Tisch, ein Anderer sang:

„Und ich will reisen ins Preußenland,
Hurrah!
Und als ich kam ins Preußenland.
Hurrah!" —

Otto sah durchs Fenster.

Einige Knechte und Mägde saßen drinnen an dem langen hölzernen Tische; am Ende desselben stand Sidsel in einer gebückten Stellung, ihr Gesicht war glänzend roth, sie that einen hohen Schwur und lachte; Keiner dachte daran, daß man sie belausche. Aller Augen waren auf einen großen Kerl gerichtet, der mit aufgekrempten Hemdärmeln, einen zinnernen Becher in der Hand, dastand. Es war der deutsche Heinrich, der ihnen seine Künste vormachte. Otto erblaßte; hätte sich vor seinen Augen ein Todter von der Leichenbahre erhoben, es hätte ihn nicht so sehr erschreckt.

„Hokuspokus Larifa!" rief Heinrich drinnen, und reichte den Becher einem halberwachsenen Burschen, im

Alter zwischen Knabe und Jüngling. „Hast Du schon ein Liebchen, so wird das Korn in diesem Becher zu Mehl, bist Du aber noch ein Gelbschnabel, so wird es nur Grütze!"

„Na, Anders Peersen!" sagten alle Mädchen, „nun werden wir sehen, ob Du ein ganzer Kerl bist!"

Sophie hüpfte fort.

Das schallende Gelächter und Händeklatschen verkündete den Ausgang.

„Ist das nicht derselbe, der die Künste im Thiergarten machte?" fragte Wilhelm.

„Ja wohl!" antwortete Otto. „Er ist mir widerlich!" und nun folgte er Fräulein Sophien.

Spät am Abend, als Jeder sich zur Ruhe begab, schlug Wilhelm Otto vor, eine kleine Runde zu machen, wie er es nannte. „Ich glaube, Meg Merrilies, wie meine Schwester Sidsel nennt, hat an dem Gaukler eine Eroberung gemacht, obgleich er ihr Vater sein könnte! Sie trabten Beide die Allee hinunter und hatten viel zu flüstern, wahrscheinlich soll er diese Nacht in einer von den Scheunen schlafen. Ich möchte doch nachsehen; gewiß liegt er da und raucht seine Pfeife, und kann uns den Hof in Brand stecken! Sollen wir hinuntergehen? Wir nehmen Wasserine und Fingal mit!"

„Lassen Sie ihn schlafen!" sagte Otto, „er wird doch nicht toll sein, im Stroh Tabak zu rauchen! Aufrichtig gesagt möchte ich nicht von ihm gesehen werden. Er war einige Male auf meines Großvaters Gute, da habe ich mit ihm gesprochen, und nun plagt er mich, ich will ihn nicht sehen."

„So gehe ich allein!" sagte Wilhelm.

Otto's Herz schlug gewaltsam, er stand am offnen Fenster und blickte über den dunklen, vom Monde beschienenen Wald hinaus. Auf dem Hofe hörte er Wilhelm die Hunde locken. Er hörte noch eine Stimme, es war die des Verwalters, und dann wurde es wieder still. Otto dachte an den deutschen Heinrich und an Sophien, an den guten und an den bösen Engel seines Lebens, und er malte sich aus, wie sie ihm die Hand reichte, seine Braut wäre, und wie ihr Heinrich die Erinnerung aufdeckte, die sein Blut zum Stocken brachte. Es war ihm, als stände ihm an diesem Abende etwas Böses bevor. „Ich fühle es im Voraus!" sagte er laut.

Wilhelm kam noch nicht.

Fast eine Stunde verfloß. Wilhelm trat ein, beide Hunde folgten ihm, sie waren schmutzig bis an den Bauch.

„Trafen Sie Jemand?" fragte Otto.

„Ja, es war etwas da," sagte Wilhelm, „aber nicht in der Scheune. Die dummen Hunde verloren ihre Natur, es war, als ob sich Jemand längs der Mauer und durch den Morast im Wallgraben schliche. Die Hunde fuhren hinein, sehen Sie, wie sie aussehen! kamen aber augenblicklich wieder zurück, winselten und ließen Schwanz und Ohren hängen. Ich konnte sie nicht wieder hinein bringen. Nun wurde der Verwalter abergläubisch; aber es ist doch gewiß der Gaukler gewesen, oder einer von den Knechten, der ein Stelldichein hatte. Wie übrigens Jemand ins Schilf hineingehen kann, ohne bis an den Hals zu versinken, begreife ich nicht!"

Alles war draußen wieder ganz still. Die Freunde traten ans offene Fenster, umschlangen sich gegenseitig und blickten hinaus in die schweigende Nacht.

XXXVI.

Bring' häusliche Hülfe,
Incubus! incubus!
Tritt hervor und mache den Schluß.
Goethe's Faust.

Es giebt so bange Zeiten,
Es giebt so trüben Muth!
Novalis.

Am folgenden Morgen erzählte Wilhelm beim Kaffeetische sein nächtliches Abenteuer. Die Schwestern lachten darüber; die Mutter dagegen schwieg, verließ das Zimmer und kam erst nach einiger Zeit zurück.

„Hier sind Diebe gewesen," sagte sie, „und fast sollte man glauben, daß es von den Leuten des Hofes geschehen sei. Sie sind bei dem Wäschschrank gewesen und nicht zu schonend verfahren. Der hübsche alte silberne Becher, den ich von der Großmutter erbte, ist auch fort. Ich hätte ihnen lieber den Werth des Silbers gegeben, als das Stück verloren."

„Wollen die gnädige Frau nicht, daß das Sieb gehen soll?" fragte der alte Diener. „Das ist ziemlich sicher!"

„Das ist nur Aberglaube!“ antwortete sie, „dabei kann es so leicht über den Unschuldigen hergehen.“

„Wie die gnädige Frau befehlen!“ sagte der Diener, und schüttelte den Kopf.

Inzwischen wurde eine Haussuchung angestellt. Die Koffer der Leute wurden untersucht; man fand nichts.

„Wollten Sie nur das Sieb gehen lassen!“ meinte der alte Diener.

Spät am Nachmittage ging Otto im Garten spazieren; er kam mit dem Gärtner ins Gespräch, sie sprachen von dem Diebstahle.

„Das muß Jeden von uns ärgern,“ sagte er, „weil wir viel auf die gnädige Frau und die ganze Herrschaft halten. Einer muß doch in Verdacht kommen. Wir glaubten, es wäre Sidsel, denn sie taugt nichts! Wir Leute ließen unter uns das Sieb gehen, aber bei ihrem Namen rührte es sich nicht von der Stelle. Wir hatten es auf eine Messerspitze gesetzt, alle Namen auf dem Hofe genannt; aber es stand fest, als wenn es angenagelt wäre! Wir bekamen freilich etwas zu sehen, Keiner hätte es glauben sollen; ich will auch nicht weiter davon sprechen, obgleich wir Alle unsere eigenen Gedanken dabei hatten. Ich hätte es verschwören wollen.“

Otto drang in ihn, wen man im Verdacht habe.

„Ihnen kann ich es wohl sagen!“ entgegnete der Gärtner, „aber Sie dürfen sich nichts davon merken lassen. Als wir heute um das Sieb herumstanden und es sich bei Sidsels Namen nicht rührte, wurde sie heftig, weil sie

ein Wort hatte fallen hören, das ihr nicht angenehm sein konnte, wenn sie unschuldig war. Sie richtete sich empor und sagte zu uns: „aber hier auf dem Hofe sind ja noch mehr Leute, als wir Dienstboten! Fremde sind hier, und die feine Mamsell und der Pächter! Ja, ich beschuldige Niemand, aber Alle müssen genannt werden!“

„Das thaten wir denn. Ja, wir nannten auch Ihren Namen, Herr Zostrup, obgleich wir wohl wußten, daß Sie nichts damit zu thun hätten, aber wir wollten durchaus Keinen übergehen. Das Sieb stand auch ganz still, bis wir Eva nannten, da rührte es sich. Keiner von uns wollte daran glauben, und der alte Peter sagte auch, es rühre vom Zuge aus dem Schornsteine her. Wir nannten noch einmal alle Namen, und das Sieb stand, bis wir an Eva's Namen kamen, da bemerkten wir ganz deutlich eine Bewegung. Der alte Peter schlug nun an das Sieb, daß es auf die Erde fiel, und fluchte, daß es Lügen seien, er wolle für Eva einstehen. Das würde ich auch gethan haben, aber es war doch sonderbar mit dem Siebe. Die Meisten haben da nun doch ihre eignen Gedanken, aber Keiner möchte es der Herrschaft sagen, die so viel auf sie hält. Ich kann es auch nicht recht in meinen Kopf kriegen.“

„Sie ist unschuldig!“ sagte Otto, und es betrübte ihn, daß bei irgend Jemand auch nur der geringste Verdacht gegen Eva weilen sollte. Er dachte an den deutschen Heinrich und an Sidsel, sie allein kamen ihm verdächtig vor. Da fiel ihm ein Experiment ein, das er einmal von Ro-

salien gehört hatte; er fand es anwendbar und in psychologischer Rücksicht weit sicherer, als das mit dem Siebe.

„Möglicher Weise leitet es zur Entdeckung," sagte er, nachdem er Sophien und dem Verwalter den ganzen Plan mitgetheilt hatte.

„Ja, das müssen wir thun!" sagte sie. „Das ist vortrefflich! Ich muß dann auch mit auf die Probe, obgleich ich in das Geheimniß eingeweiht bin!"

„Ja, Sie, Ihre Schwester, Wilhelm, Eva, wir Alle müssen mit!" sagte Otto. „Ich will es nur nicht zur Sprache bringen, das muß der Verwalter thun."

„Das ist richtig, sehr richtig!" antwortete dieser. „Also heute Abend, wenn es dunkel ist."

Die Zeit kam; der Verwalter rief die Leute zusammen. „Nun weiß ich," sagte er, „wie wir den Dieb finden!" Alle sollten in dem vorderen Zimmer bleiben; im Nebenzimmer war es ganz dunkel, und rechts in der Ecke stand ein kupferner Kessel; zu diesem sollten Alle, indem sie einzeln hineingelassen wurden, hingehen und die Hand auf den flachen Boden desselben legen. Wer unschuldig wäre, dessen Hand bliebe weiß und rein, aber des Schuldigen Hand würde festbrennen und schwarz werden, wie eine Kohle.

„Wer nun," sagte der Verwalter, „ein gutes Gewissen hat, gehe mit diesem und mit Gott hinein, rühre den Boden des Kessels an, begebe sich in das innerste Zimmer und zeige mir dort seine Hand. Jetzt gehe ich, um Alle in Empfang zu nehmen!"

Die Töchter gingen, die Freunde, Eva und alle Leute. Der Verwalter fragte jeden Kommenden: „sag' mir, auf Dein Gewissen, berührte Deine Hand den flachen Boden des Kessels?"

Alle antworteten: „Ja!"

„So zeige mir die Hand!" sagte er; sie thaten es, und bei Allen war sie schwarz; Sidsels Hand allein war weiß.

„Du bist der Dieb!" sagte der Verwalter. „Dein böses Gewissen hat Dich geschlagen. Du hast den Kessel nicht angerührt, Deine Hand nicht hineingelegt; sonst wäre sie schwarz wie die der Andern geworden. Der Kessel war inwendig mit Kienruß ausgeschmiert; die, welche sich mit gutem Gewissen näherten, gewiß, daß ihre Hand rein bleiben würde, wie ihr Gewissen, wurden gerade schwarz! Du hast Dich selbst gerichtet. Gesteh' oder es geht Dir schlimmer!"

Sidsel stieß einen abscheulichen Schrei aus und warf sich auf ihre Kniee. „O Gott, stehe mir bei!" sagte sie und gestand, daß sie die Diebin sei. Eine Kammer hoch oben im Giebel, über dem Boden wurde zum Gefängnisse eingerichtet; hier wurde die Delinquentin eingesperrt, bis die Sache am folgenden Tage dem Hardesvogte gemeldet werden könnte.

„Sie soll nach Odense und Wolle spinnen!" sagte Wilhelm; „da gehört sie hin!"

Die Familie versammelte sich um den Theetisch. Sophie scherzte über die Begebenheiten des Tages. „Die arme Sidsel!" seufzte Eva.

„In England würde sie gehängt werden," bemerkte Wilhelm; „das müßte nett zu sehen sein!"

„Abscheulich!“ sagte Louise; „die Armen müssen auf dem Wege dahin vor Schreck sterben!“

„Nein, das ist gerade lustig!“ sagte Wilhelm. „Nun sollst Du hören, welche herrliche Musik dazu von Rossini gesetzt wurde!“ Und er spielte den Marsch aus der **gazza ladra**, wo das junge Mädchen zum Galgen geführt wird. „Ist das nicht lustig? Ja, das ist ein Componist!“

„Mir scheint es gerade charakteristisch!“ antwortete Otto. „Es sind nicht die Gefühle des Mädchens, die der Componist hier ausdrücken will; es ist die Freude des rohen Haufens, die Execution zu sehen, dieses herrliche Schauspiel ist es, das in den lustigen Tönen spielt; es ist keine tragische Oper, und darum wählte er gerade diese Farbe.“

„Es ist schwer, dagegen etwas zu sagen,“ antwortete Wilhelm. „Was Sie da behaupten, habe ich noch von keinem Menschen gehört!“

„Wenn der Soldat Spießruthen läuft, wird gerade eine lustige Musik gespielt!“ antwortete Otto. „Der Contrast bringt hier die größte Wirkung hervor!“

Der Bediente trat ein und erzählte lächelnd, daß Peter Krüppel, der Neuvermählte, wie er ihn nannte, draußen sei und mit dem Baron Wilhelm zu sprechen wünsche. „Es ist wegen eines Walzers, den der Herr Baron ihm versprochen haben!“

„Er kommt spät auf den Hof!“ sagte Sophie; „sonst gehen ja die Bauern mit der Sonne zu Bette!“

Auf dem Gange stand der Angemeldete, die Mütze in der einen, einen großen Stock in der andern Hand.

Er wisse, sagte er, daß es für die Herrschaft noch Tag sei; er sei gerade am Hofe vorbeigegangen und habe da gedacht, daß er vielleicht den Walzer von Kopenhagen bekommen könne, den der Baron ihm versprochen habe; er solle morgen auf einer Hochzeit spielen und wolle ihn dazu gern haben, müsse ihn aber erst einüben.

Sophie fragte nach seiner jungen Frau und machte einen Scherz; Louise gab ihm eine Tasse Thee, er trank sie im Gange. Otto blickte ihn durch die offene Thür an, der Alte schnitt wunderliche Gesichter, fast als wünschte er mit ihm zu sprechen. Otto trat näher. Peter Krüppel steckte ihm ein Papier in die Hand, indem er mit einem sehr sprechenden Blick ihm Stillschweigen anempfahl.

Otto ging zur Seite und betrachtete das schmutzige Papier, das wie ein Pulver zusammengelegt und mit einen Klumpen Lack versiegelt war. Auf der äußern Seite stand sehr unleserlich geschrieben:

„SeiNer wuLgeborn Hr Odto Zustraab."

Erst versuchte er, im Mondschein zu buchstabiren, aber das hielt schwer, selbst bei Licht.

Nach vieler Anstrengung brachte er den Sinn dieses halb deutschen, halb dänischen Kauderwelsch heraus, von dessen Orthographie wir in der Aufschrift eine Probe gaben. Der Brief war vom deutschen Heinrich. Er bat Otto, noch diesen Abend mit ihm im Walde bei Peter Krüppels Wohnung zusammenzutreffen. Er wollte ihm da eine Aufklärung geben, die wohl des Ganges werth sei. Es würde

Herrn Zostrup große Betrübniß und großes Elend verursachen, wenn er nicht käme.

Eine seltsame Angst durchzuckte Otto. Wie konnte er sich fortschleichen, ohne vermißt zu werden? Hin sollte und mußte er; eine wunderbare Angst trieb ihn fort. „Je früher, desto besser!“ sagte er, eilte die Treppe hinab und schwang sich hastig über das kleine Gartengitter; die Pforte hätte vielleicht Geräusch gemacht. Bald war er im Walde, er hörte sein eignes Herz klopfen. „Ewiger Gott, stärke meine Seele! Befreie mich von dieser Angst, die mich überwältigt! Leite Alles zum Besten!“ Nun hatte er Peter Krüppels Wohnung erreicht. Am Brunnen lehnte eine Gestalt; Otto blieb stehen, maß mit dem Auge, wer es sei, und erkannte den deutschen Heinrich.

„Was hat Er mir zu sagen?“ fragte Otto.

Heinrich hob Stillschweigen gebietend die Hand, winkte ihm und öffnete eine kleine Pforte, die hinter das Haus führte. Otto folgte mechanisch.

„Das geht schlimm her auf dem Hofe!“ sagte Heinrich. „Sidsel ist ja ins Loch gesteckt und kommt morgen nach Odense, in das rothe Haus an dem Bache!“

„Wie sie verdient!“ sagte Otto; „mich geht das nichts an.“

O nein!“ antwortete Heinrich; „gewissermaßen geht das Niemand von uns an! Aber Ihr müßt ein gutes Wort für sie einlegen! Ihr müßt zusehen, daß diese Strafe nicht über sie verhängt werde!“

„Aber die Strafe ist gerecht!“ antwortete Otto, und

wie kann ich mich darein mischen? Was hat Er mir zu sagen?"

„Ja, der gute Herr müssen nicht böse werden," begann Heinrich wieder, „aber das Mädchen thut mir leid. Ich kann es mir wohl denken, da Ihr sie nicht kennt, so rührt es Euch nicht; aber wenn ich Euch nun das kleine Wort ins Ohr flüstere: Es ist Eure eigene Schwester, Herr Zostrup!"

Es wurde schwarz vor Otto's Augen, Todeskälte durchzuckte sein Blut, seine Hände ergriffen die kalte Mauer, sonst wäre er zur Erde gesunken; nicht ein Laut entschlüpfte seinen Lippen.

Der deutsche Heinrich legte mit einer Art Vertraulichkeit die Hand auf seine Schulter und fuhr in einem falsch freundlichen, bewegten Tone fort: „Ja, das ist für Euch hart zu hören! Ich kämpfte auch lange mit mir selbst, ob ich es Euch sagen sollte. Aber lieber eine kleine Sorge, als eine große! Ich sprach gestern mit ihr, aber Euch nannte ich nicht, obgleich es mir im Herzen wunderlich vorkam, daß der Bruder mit den Fräulein am Herrentische sitzt, während die Schwester das Schweinemädchen auf dem Hofe ist. Nun hat man sie gar eingesperrt! Es thut mir leid um ihret- und um Euretwegen, Herr Zostrup, denn es ist doch unangenehm. Kommt der Hardesvogt morgen und sie fällt in die Klauen der rothen Engel, so ist sie nicht so leicht wieder loszubringen! Aber noch kann ihr vielleicht geholfen werden. So in der Nacht —! Ich werde schon aufpassen —, ich will in der großen Allee vor dem Hofe

sein. Kommt sie so weit, so ist sie auch in Sicherheit; ich führe sie aus dieser Gegend des Landes fort. Daß Ihr es nur wisset, wir sind gestern so halb und halb Brautleute geworden! Sie geht mit mir, und Ihr beredet die gnädige Frau, daß sie den Vogel fliegen lasse!"

„Aber wie kann ich? Wie kann ich?" rief Otto aus.

„Es ist doch immer Eure Schwester!" sagte Heinrich, und Beide schwiegen eine Weile. „So will ich denn um zwölf Uhr, wenn auf dem Hofe Alles zur Ruhe ist, in der Allee warten!" fuhr Heinrich fort.

„Ich muß!" seufzte Otto; „ich muß! Gott helfe mir!"

„Jesus Maria helfe!" sagte Heinrich, und Otto verließ ihn.

„Sie ist meine Schwester! Sie, die Schrecklichste von Allen!" seufzte er, seine Kniee wankten, er stützte sich an einen Baum, sein Antlitz war mit Todtenblässe überzogen, kalte Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Ringsum verbreitete der Wald dunkle Nacht, nur durch das Gebüsch zur Linken schimmerten die Strahlen des Mondes vom See zurück.

„Da hinein!" seufzte er; „dann wäre Alles vergessen, mein Jammer hätte ein Ende! — Was habe ich doch verschuldet? War ich schon, ehe ich auf dieser Scholle geboren wurde? Soll ich hier für Sünden büßen, die ich dort beging?" — Das dunkle Auge starrte leblos aus dem bleichen Gesichte hervor. So sitzt der Todte auf seinem Grabe in der stillen Mitternacht, so schauet der Nachtwandler

auf die lebende Welt um ihn her. — „Diesen Augenblick habe ich vorausgefühlt; dieser Augenblick, der nun gekommen ist, war die Quelle, aus der sich über jeden Tag meiner Jugend Gift ergoß. Sie ist meine Schwester! Sie? Ich Unglücklicher!“ Thränen entstürzten seinem Auge, es war ein krampfhaftes Weinen, er schluchzte laut, es war ihm unmöglich, seine Stimme zu dämpfen; er sank halb am Baume nieder und weinte, denn es war Nacht in seiner Seele; schwere bittere Thränen strömten, wie das Blut strömt, wenn das Herz durchbohrt wird! Wer konnte ihm hier Trost zuflüstern? Kein Balsam lag in dem milden Wehen der hellen Sommernacht, im Duft des Waldes, in der heiligen, schweigenden Natur. Armer Otto!

— — — — — — — — —

— — Weinst Du, sich Ruhe Dir gesellt,
Denn jede Thrän' ist eine Welt,
Ist eine Welt voll Sorg' und Lust,
Sie rollt herab von Deiner Brust,

Und weinest Du Dich müd' im Schmerz,
Wird von den Thränen leicht Dein Herz;
Die Sorge, sei sie noch so groß,
Wohnt in der Thränen-Welten Schooß.
Glaubst Du, daß er, der Alles schaut,
Das Tröpfchen, das im Grase thaut,
Der, was nur zu ihm strebt, erhält,
Daß er vergäße einer Welt?

XXXVII.

Mourir! c'est un instant de supplice....
mais vivre... ?
Fréderic Soulié.

Der Arzt aus Nyborg, der einen Kranken auf einem benachbarten Hofe besucht hatte, sprach bei der Familie vor und erkundigte sich nach Eva's Befinden. Man hatte ihn gebeten, hier zu übernachten und lieber in der Morgenstunde zurückzufahren, als so spät am Abend. Er ließ sich überreden. Otto fand bei seiner Zurückkunft ihn und die Familie in tiefer Unterredung.

„Wo sind Sie gewesen?“ fragte Fräulein Sophie, als Otto eintrat.

„Sie sehen so blaß aus!“ sagte Louise. „Sind Sie krank?“

„Ich fühlte mich nicht wohl!“ antwortete Otto. „Deshalb ging ich ein wenig in den Garten. Nun fühle ich mich aber wieder ganz wohl.“ Und er nahm Theil an der Unterhaltung.

Der zermalmende Schmerz hatte sich in Thränen aufgelöset, die Gedanken hatten sich wieder aus ihrer Betäubung emporgerichtet und suchten einen Lichtpunkt, um sich dem anzuschließen. Man erzählt von Mastrichts mächtigen Höhlen, wie sie sich in tiefe Gänge und mächtige Gewölbe erstrecken, in denen sich der Laut verliert, und wo das Licht, welches die nächsten Gegenstände nicht erreichen kann, nur

wie ein Feuerfunke brennt. Um diese Leere und dieses Dunkel zu fassen, läßt man den Führer seine Fackel auslöschen und Alles ist Nacht; man wird gleichsam von der Dunkelheit durchströmt, die Hand greift nach einer Mauer, um doch Gewißheit zu haben, daß es noch einen Sinn gebe, auf den man sich verlassen könne; das Auge sieht nichts, das Ohr hört nichts. Entsetzen ergreift den Stärksten. Dasselbe Dunkel, dasselbe verwandte Gefühl hatten Heinrichs Worte in Otto's Seele hervorgebracht; deshalb sank er dem Wanderer gleich zu Boden; aber wie dessen ganze Seele durch das Auge sich an den ersten Funken heftet, der dem Feuersteine entlockt wird, um die Fackel anzuzünden, die ihn wieder aus diesem Grabe hinausführen soll, so klammerte sich Otto dem ersten erwachenden Gedanken an Hülfe an. „Wilhelm? Seine Seele ist edel und gut, ihn muß ich einweihen in mein schmerzliches Geheimniß, das ihm der Zufall schon einmal fast aufgedeckt hätte.“ Aber der Gedanke verlosch wieder, wie der erste Funke verlischt, den der Stahl erzeugt. Er konnte sich Wilhelm nicht anvertrauen; das Verhältniß, welches dadurch entstand, mußte sie von einander entfernen. Das war demüthigend, zermalmend. Aber Sophie? Nein, wie konnte er dann später die Liebe seines Herzens aussprechen? Wie tief unter ihr würde er dann stehen, als ein Sohn der Armuth und der Schande! Aber der Mutter? Ja, sie war sanft und gut, mit mütterlichem Sinn reichte sie ihm die Hand, betrachtete ihn als einen nahen Verwandten. Seine Gedanken erhoben sich, die Hände falteten sich zum Gebet. „Wer

nur den lieben Gott läßt walten!“ bebte unwillkürlich von seinen Lippen. Muth strömte erquickend in sein Herz zurück. Menschenhülfe glich den Funken, welche wieder erloschen, Gott war die ewig leuchtende Fackel, die aus dem Dunkel leiten würde. „Allmächtiger Gott! Du allein kannst und willst!“ sagte er, „Du, der Du die Herzen kennst, Du allein hilf mir und führe mich!“ Sein Entschluß war gefaßt. Keinem Menschen wollte er sich anvertrauen; allein wollte er die Gefangene entführen und sie Heinrich übergeben. Er dachte an die Zukunft, und noch dunkler und schwerer als früher trat sie jetzt vor ihn hin. Aber wer auf Gott vertrauet, kann nie verzagen. Es war nur darum zu thun, den Schlüssel zu Sidsels Gefängnisse zu bekommen. Dann wollte er, wenn Alle auf dem Hofe schliefen, wagen, was gewagt werden mußte.

In jede kräftige Seele kehren Muth und Ruhe zurück, wenn sich erst die Möglichkeit zeigt, ihr Werk zu vollführen. Mit erzwungener Lebhaftigkeit mischte sich Otto in die Unterhaltung, Keiner ahnete, welchen Kampf seine Seele gekämpft hatte.

Es ward disputirt. Wilhelm war in seiner redseligen Laune. Der Doctor betrachtete die Geisterbriefe als das erste und vollkommenste Buch in der dänischen Literatur. Einst war Sophie derselben Meinung gewesen, jetzt zog sie Cooper's Romane diesem und allen Büchern vor.

„Man vergißt so leicht das Gute über dem Neuen!“ sagte Wilhelm. „Ist nun das Neue etwas Ueberraschendes, so sieht die Menge leicht den Autor für den größten

Schriftsteller an. Die Nation ist, ästhetisch betrachtet, noch in ihrer Entwickelungsperiode. Jeder wirklich Gebildete, der zu den Besten seiner Zeit gehört, bekommt dadurch, daß er die eignen Fortschritte im Reiche des Geistes betrachtet, Klarheit über die Entwickelung seiner Nation. Diese hat, wie er selbst, ihre verschiedenen Perioden; bei ihm kann ein großer Lebensmoment, bei dieser eine erschütternde Weltbegebenheit bisweilen einen plötzlichen Fortschritt bewirken. Das Publicum ist unbeständig, heute streuet es Palmen, morgen ruft es: kreuziget ihn! aber das betrachte ich als einen Entwickelungsmoment. Sie werden erlauben, daß ich mich eines Bildes bediene, um mich deutlich zu machen. Der Botaniker durchstreift Feld und Wald, sammelt Blumen und Pflanzen; jede einzelne nimmt, während er sie pflückt, sein ganzes Interesse, sein ganzes Denken in Anspruch, aber der Eindruck einer jeden weicht der nächsten. Erst nach längerer Zeit kann er seinen ganzen Schatz genießen, ihn nach Werth und Seltenheit ordnen. Das Publicum greift eben so nach Blumen und Gewächsen, wir bemerken seine emsige Beschäftigung mit dem, was der Augenblick bringt, noch ist es nicht zum Besitz des Ganzen gelangt. Eine Zeit lang steht das Sentimentale oben an; der Dichter heißt der größte, der am besten diese Seiten zu ergreifen wußte; dann ging man zu dem Gepfefferten über, fiel in lauter Räuber- und Rittergeschichten. Darauf gefiel das prosaische Leben, und Schröder und Iffland wurden anerkannt. Für uns eröffneten des Nordens Kraft, Helden und Götter einen neuen bedeutungsvollen Schau-

platz. Nun stand die Tragödie oben an. Später haben wir angefangen zu fühlen, daß diese nicht das Fleisch und Blut der gegenwärtigen Zeit sei. Der kleine, flatternde Vogel, das Vaudeville, lockte uns aus dem düstern Walde, hinein in unsere eigne Stube, wo es warm und behaglich ist, wo man Erlaubniß hat, zu lachen; und lachen ist nun einmal Bedürfniß für die Dänen. Man darf nicht mit der Menge unbedingt das obenan stellen, was auf der Woge schwimmt, sondern muß das Gute einer jeden Zeit schätzen und später ordnen, wie der Botaniker seine Pflanzen ordnet. Jedes Volk muß während des poetischen Sonnenscheins seine Empfindungs-Periode haben, seine Berserkerwuth, sein Vergnügen am häuslichen Leben und sein leichtsinniges Flattern außer dem Hause; es muß sich in Einzelnheiten verlieren, bevor es die Schönheit des Ganzen auffaßt. Es geht den Dichtern unglücklich, jeder glaubt das Rad der Zeit zu sein und ist doch, mit seinem ganzen schwärmenden Anhange, wie Menzel sagt, nur ein einzelnes Rad in der großen Maschine, eiu kleines Glied in der unendlichen Schönheitskette!“

„Du sprichst, wie ein Plato!“ sagte Sophie.

„Könnten wir in der Musik übereinstimmen, wie in der Poesie,“ meinte Otto, „so würden wir in unsern Kunstanschauungen ganz einig sein. Ich mag diejenige Musik am liebsten, die durch das Ohr züm Herzen dringt und mich mit sich fortreißt; wenn sie dagegen blos vom Verstande bewundert werden kann, ist sie mir fremd!“

„Ja, das sind Ihre falschen Ansichten, theurer Freund!“

sagte Wilhelm. „In der Aesthetik sind Sie auf dem Reinen; aber in der Musik sind Sie noch weit draußen im Vorhofe, wo der Haufe mit Cimbeln und Trompeten um das musikalische Goldkalb tanzt!"

Nun brachte die ästhetische Einigkeit sie in eine musikalische Uneinigkeit. Bei solchen Gelegenheiten war Otto noch nie vom Kampfplatz gewichen, er wußte immer durch treffende und originelle Bemerkungen dem Angreifer zu imponiren; heute Abend war Otto beweglich genug, exaltirt konnte man sagen, aber es zeigte sich nicht die Ruhe, die Bestimmtheit in seinen Gedanken und Worten, die ihm sonst den Sieg verlieh.

Es war eine lange Stunde, und eine noch längere und qualvollere begann mit dem Abendessen. Die Unterhaltung drehte sich um die Begebenheit des Tages. Otto mischte sich hinein und suchte aus derselben Nutzen zu ziehen; es war ein Seelenleiden. Sophie rühmte laut seinen Erfindungsgeist.

„Wäre Herr Zostrup nicht gewesen," sagte sie, „so hätten wir die Diebin kaum entdeckt. Herrn Zostrup müssen wir dafür danken, und besonders für das wirklich amüsante Schauspiel!"

Man scherzte darüber und lachte, Otto mußte mit lachen. „Jetzt sitzt sie oben im Giebel gefangen, in einer kleinen Kammer!" sagte er. „Das mag eine unbehagliche Nacht sein!"

„O, sie schläft vielleicht besser, als jemand von uns!" sagte Wilhelm. „Das kann sie nicht geniren!"

„Sie sitzt ja im Erkerzimmer nach dem Hofe hinaus," sagte Otto. „Da hat sie nicht einmal Mondschein!"

„Ja, den hat sie," sagte Sophie. „Ihr Gefängniß ist in dem Erker rechts, nach dem Walde hinaus. Wir haben sie dem Monde so nahe gebracht, als wir konnten. Der Erker auf dem obersten Boden ist unser Gefängnißthurm."

„Aber ist er auch gut verschlossen?" fragte Otto.

„Es ist ein Vorlegeschloß und ein großer Riegel vor der Thür; den bricht sie nicht auf, und Keiner hier auf dem Hofe thut einen Schritt für sie. Sie sind ihr Alle nicht gut!"

Man stand vom Tische auf, es war gegen elf Uhr.

„Der Baron muß uns noch ein kleines Stück vorspielen!" sagte der Arzt.

„So singt Herr Zostrup uns das hübsche jütländische Lied von Steen-Blicher!" rief Louise.

„O ja!" sagte die Mutter, und klopfte Otto auf die Schulter.

Wilhelm spielte.

Otto entschuldigte sich wegen des Singens.

„Singen Sie doch!" sagte Wilhelm. Alle baten darum, und Otto sang ihnen das jütländische Lied.

„Sehen Sie, das sangen Sie recht mit Laune!" versicherte Sophie, und klatschte ihm Beifall zu. Als darauf Alle aufbrachen, reichte sie ihm die Hand und flüsterte, doch so, daß die Schwester es hörte: „Heute Abend sind Sie recht liebenswürdig gewesen!"

Otto und Wilhelm gingen auf ihr Schlafzimmer.

„Aber mein guter Freund," sagte Wilhelm, „was machten Sie doch eigentlich vorhin im Garten? Haben Sie die Güte, mir zu beichten! Sie waren nicht krank! Sie gingen auch nicht blos in den Garten! Sie gingen in den Wald und blieben lange weg. Ich habe es gesehen! Sie machten doch nicht etwa einen Besuch bei der hübschen Frau, während der Musikant hier war? Ich traue Ihnen nicht so recht!"

„Sie scherzen!" antwortete Otto.

„Ja, ja!" fuhr Wilhelm fort, „sie ist ein niedliches Weibchen! Erinnern Sie sich wohl noch, wie ich ihr voriges Jahr beim Erndtefeste Rosen zuwarf? Nun ist sie Peter Krüppels Frau."

Es war Otto darum zu thun, daß Wilhelm bald einschliefe, deshalb wollte er ihm nicht widersprechen; er gestand sogar, daß die junge Frau hübsch sei, fügte aber hinzu, daß sie, als Peter Krüppels Frau, ihm wie eine herrliche Blume vorkomme, auf der eine Kröte gesessen habe, ihn würde ekeln, die Blume an seine Lippen zu drücken.

Bald waren die Freunde zu Bette. Sie sagten einander gute Nacht und schienen nun beide zu schlafen; mit Wilhelm war dies auch wirklich der Fall.

Otto lag wachend, sein Puls schlug ungestüm.

Jetzt schlug die Hofuhr zwölf. Alles war still, ganz still; aber Otto wagte noch nicht, sich zu erheben. Es schlug ein Viertel auf Eins. Da erhob er sich langsam

und blickte nach dem Bette hin, wo Wilhelm schlief, den Rücken ihm zugekehrt. Otto stand auf und kleidete sich mit verhaltenem Athem an. Ein Jagdmesser, das an der Wand hing und Wilhelm gehörte, steckte er in die Tasche und hob ganz leise die Feuerzange auf, mit welcher er die eisernen Klammern ausbrechen wollte, die das Vorlegeschloß hielten. Noch einmal blickte er nach Wilhelm hin, dieser schlief fest. Nun öffnete er die Thür und ging auf den Zehen hinaus.

Vom Fenster auf dem Vorsaale aus spähete er umher, ob sich noch irgendwo Licht zeige. Alles war still, Alle waren zur Ruhe. Was er nun am meisten fürchtete, war, daß einer von den Hunden auf dem Gange liegen und bellen möchte. Es war jedoch keiner da. Er stieg die Treppe hinan und ging auf den Boden.

Nur ein einziges Mal war er früher hier gewesen; jetzt war Alles Nacht. Mit den Händen fühlte er vor sich.

Endlich fand er eine schmale Treppe, die nach dem obersten Boden führte. Die Fallthür war übergelegt, er mußte alle seine Kraft anwenden, sie zu öffnen. Endlich gab sie mit starkem Krachen nach. Es war nicht der eigentliche Aufgang, dieser befand sich am entgegengesetzten Ende des Bodens; den würde er offen gefunden haben, wogegen die Fallthür seit langer Zeit nicht geöffnet war.

Es schmerzten ihm Nacken und Rücken, als wären beide gebrochen; aber er war oben und stand dicht vor der Thür, die der Mond durch eine offene Bodenluke beschien.

Mit dem Jagdmesser und der Feuerzange erbrach er bald und ohne bedeutendes Geräusch die Thür. Er blickte in eine kleine niedrige Kammer, wo am Boden einige schmutzige Decken hingeworfen waren.

Sidsel schlief tief und fest, mit offnem Munde. Ein langes Büschel Haare hing unter der Mütze hervor und bedeckte die Stirn. Der Mondschein fiel durch eine Glasscheibe im Dache auf ihr Gesicht. Otto bückte sich über sie und beschauete die rohen häßlichen Züge. Die dichten, schwarzen Augenbrauen schienen nur ein ordentlicher Strich.

„Sie ist meine Schwester!" war der Gedanke, der ihn durchzitterte. „Sie ruhte mit mir unter demselben Herzen! das Blut in diesen Gliedern ist mit dem meinigen verwandt! sie war die Verstoßene, die Zurückgesetzte!" Er bebte vor Schmerz und Angst, aber die Zeit war kurz. „Steh' auf," rief er, und schüttelte die Schlafende.

„J, Herrje! was ist das?" rief sie halb erschreckt, und heftete wild ihr böses Auge auf ihn.

„Mach' fort! mit mir!" sagte Otto, und seine Stimme bebte. „Der deutsche Heinrich wartet in der Allee! Ich will Dir hinaushelfen! Fort von hier, morgen ist es zu spät!"

„Was sagt Ihr?" fragte sie, und blickte ihn verstört an.

Otto wiederholte es.

„Glaubt Ihr, daß ich davonkommen kann?" fragte sie und ergriff seinen Arm, während sie rasch vom Boden aufsprang und sich ankleidete.

„Nur leise und vorsichtig!“ sagte Otto.

„Das hätte ich von Euch nicht erwartet!“ sagte sie. „Aber sagt mir, weshalb thut Ihr das?“

Otto bebte, es war ihm unmöglich, den Grund zu sagen und die Worte auszusprechen: „Du bist meine Schwester!“ Seine Lippen schwiegen.

„Gegen manchen Kerl,“ sagte sie, „bin ich besser gewesen, als ich hätte sein sollen; aber seht, ob einer von ihnen an Sidsel denkt! und Ihr denkt an mich, der Ihr so fein und vornehm seid!“

Otto drückte seine Augen zu, er hörte ihre Rede, thierische Rohheit vermischte sich mit einer Art Vertraulichkeit, die ihn zermalmen mußte. „Sie ist meine Schwester!“ tönte es in seiner Seele.

„Komm doch! komm doch!“ sagte er und stieg die Treppe hinunter; sie folgte.

„Ich kenne einen bessern Weg!“ sagte sie, als sie auf den untersten Boden kamen. Sie ergriff seinen Arm, und sie setzten ihren Weg fort.

Plötzlich öffnete sich eine Thür, und Louise, noch angekleidet, trat mit einem Lichte heraus. Sie stieß einen schwachen Schrei aus, ihr Auge heftete sich auf Otto und Sidsel.

Aber noch schrecklicher und gewaltsamer wirkte die Begegnung auf Otto. Seine Füße wankten, Alles bewegte sich einen Augenblick in bunten Farben vor seinen Augen. Es war der höchste Moment seines Leidens. Er stürzte gegen Louise vor, ergriff ihre Hand, und todtenbleich, mit

leblosen, starren Augen, halb knieend flehete er mit leiser Stimme: „Um Gotteswillen, sagen Sie Niemand, was Sie gesehen haben, ich muß sie retten, sie ist meine Schwester! Verrathen Sie mein Geheimniß, so bin ich für diese Welt verloren, so muß ich sterben! Erst diesen Abend habe ich es erfahren. Ihnen sage ich Alles, aber verrathen Sie mich nicht! Verhindern Sie morgen, daß man ihr nachsetzt! O Louise, bei Ihrer Seele Seligkeit, fühlen Sie meine Seelenangst! Ich tödte mich, wenn Sie mich verrathen!"

„O Gott!" stammelte Louise. „Alles will ich! Alles! Ich bin verschwiegen! Bringen Sie sie fort, schnell, daß Sie Niemanden begegnen!" Sie ergriff Otto's Hand, er sank vor ihr auf die Kniee und glich einem Schönheit und Schmerz ausdrückenden Marmorbilde.

Louise beugte sich schwesterlich über ihn hin, Thränen entströmten ihren Augen, ihre Stimme bebte, aber ihre Rede war beruhigend, wie der Trost eines guten Engels. Mit einem beruhigenden Blick riß sich Otto los, Sidsel folgte ihm, ohne ein Wort zu sprechen.

Er führte sie in die unterste Etage und öffnete leise ein Fenster; durch dieses konnte sie in den Garten und von da leicht in die Allee gelangen, wo der deutsche Heinrich ihrer wartete. Selbst weiter mitzugehen war nicht nöthig, es wäre ein Wagniß ohne Grund gewesen. Sie stand schon auf der Fensterbank, Otto drückte ihr etwas Geld in die Hand.

„Gott ist über uns!" sagte er mit feierlicher Stimme. „Denke immer an ihn und bessere Dich! Alles kann noch

gut werden!" unwillkürlich drückte er ihre Hand in der seinigen. „Habe immer Gott im Sinn!" wiederholte er nochmals.

„Ich will schon meinen Weg finden!" sagte sie und stand im Garten; sie nickte und verschwand hinter der Hecke.

Otto horchte lange, ob sich kein Geräusch vernehmen ließe, ob nicht einer der Hunde bellte. Er fürchtete für ihre Sicherheit. Aber Alles war still.

Wie oft eine alte Melodie plötzlich in unserer Erinnerung geweckt werden, vor unserm Ohr ertönen kann, so erklang in seinem Herzen eine Bibelstelle: „Herr, nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand führen und deine Rechte mich halten! — Du bist uns nahe! Du kannst und willst unser Wohl. Du allein hilfst!" Leise sprach er sein Gebet.

Ruhiger kehrte er in sein Zimmer zurück; Wilhelm schien zu schlafen, aber als Otto sich seinem Bette näherte, erhob er plötzlich seinen Kopf und blickte spähend umher.

„Was ist das!" rief er aus, „Sie sind in Kleidern! Wo sind Sie gewesen?" Er wurde dringender.

Otto gab einen scherzhaften Grund vor.

„Geben Sie mir Ihre Hand!" sagte Wilhelm. Otto reichte sie ihm, er fühlte nach dem Puls. „Ja, ganz richtig!" sagte er, „das Blut ist noch in Wallung. Da sieht man's, für Niemand kann man bürgen! Hier schlafe ich in aller Unschuld, indessen läuft er auf Abenteuer aus. Sie loser Vogel!"

Mit raschem Fluge bewegten sich die Gedanken in Otto's Seele; wenn nur Louise schwieg, so konnte Niemand von der Möglichkeit träumen, daß er bei Sidsels Flucht betheiligt sei. Wilhelm's Scherze mußte er ruhig über sich ergehen lassen.

„Habe ich nicht Recht?" sagte Wilhelm.

„Wenn dem nun so wäre!" antwortete Otto, „würden Sie es Jemanden erzählen?"

„Glauben Sie, daß ich so ungeschickt bin?" antwortete Wilhelm, „wir sind ja Alle Sterbliche."

Otto ergriff seine Hand: „Sein Sie verschwiegen!"

„Ja gewiß!" sagte Wilhelm, und bekräftigte es gegen seine Gewohnheit mit einem Eide. „Nun habe ich es beschworen; aber bei Gelegenheit müssen Sie mir ein wenig von der Holden erzählen!"

„Ja freilich!" sagte Otto mit einem tiefen Seufzer. Vor dem Freunde stand er nicht mehr rein und unschuldig da.

Sie schliefen ein. Otto's Schlaf war eine Kette häßlicher Träume.

XXXVIII.

— Wie entzückend
Und süß ist es, in einer schönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen, es zu wissen,
Daß unsre Freude fremde Wangen röthet,
Daß unsre Angst in fremdem Busen zittert,
Daß unsre Leiden fremde Augen näßen.

Schiller.

„Wie blaß!" sagte Wilhelm am nächsten Morgen zu Otto. „Sehn Sie, das hat man vom Nachtschwärmen!"

„Wie so?" fragte Otto.

Wilhelm scherzte darüber.

„Das hat Ihnen geträumt!" sagte Otto.

„Wie?" antwortete Wilhelm. „Wollen Sie mir das einreden? Ich war ja völlig wach! Wir sprachen davon! Ich bin ja eingeweiht worden. Mit vollem Recht könnte ich Lust haben, eine moralische Vorlesung zu halten. Das hätte ich nur sein sollen! Wie würden Sie da nicht gepredigt haben!"

Sie wurden zum Thee gerufen. Otto's Brust war dem Zerspringen nahe. Was würde er hören? Was würde man wohl sagen?

Sophie war sehr aufgeräumt.

„Haben die Herren diese Nacht Etwas gehört?" fragte sie. „Haben Sie Beide geschlafen?"

„Ja freilich!" antwortete Wilhelm, und unwillkürlich fiel sein Blick auf Otto.

„Der Vogel ist ausgeflogen!“ sagte sie. „Er ist aus dem Taubenschlage entwichen!“

„Welcher Vogel?“ fragte Wilhelm.

„Sidsel!“ antwortete sie; „und was bei der ganzen Geschichte das Lustigste ist, Louise hat ihr die Flügel gelöset. Louise ist im romantischen Fache aufgetreten. Denkt nur! Sie ist diese Nacht auf den obersten Boden gegangen, hat den Gefängnißthurm aufgeschlossen, Sidsel eine moralische Predigt gehalten und sie dann laufen lassen. Heute Morgen kommt nun Louise, erzählt Mama die ganze Geschichte und sagt viel rührende Dinge!“

„Ja, ich begreife nicht,“ sagte die Mutter, „woher Du den Muth nahmst, so spät hinauf und zu ihr zu gehen. Hübsch war es übrigens von Dir, laß sie nur laufen! Das ist, wie Du sagst, auch das Beste. Das hätten wir schon gestern Abend thun sollen!“

„Es that mir so leid um sie!“ sagte Louise. „Nun hatte ich zufällig noch Etwas zu ordnen, nachdem Ihr alle schon lange zu Bette waret. Alles war so still. Ich glaubte Sidsel seufzen zu hören, gewiß war das nur Einbildung von mir, aber sie dauerte mich so sehr! Sie war so unglücklich! Deshalb ließ ich sie entkommen.“

„Bist Du toll geworden?“ fragte Wilhelm. „Was sind das für Geschichten? Läufst Du des Nachts so auf den Boden? Das ist ein unzeitiges Mitleid!“

„Es war hübsch!“ sagte Otto, bückte sich unwillkürlich und küßte Louisens Hand.

„Ja, das ist Wasser auf seine Mühle!“ rief Wilhelm aus. „Ich gebe gar nichts um dergleichen!“

„Wir wollen Niemand Etwas davon sagen!“ sprach die Mutter. „Der Verwalter soll auch nichts weiter unternehmen. Wir erhielten ja den alten silbernen Becher wieder, dessen Verlust mir den größten Kummer machte. Laßt uns unserm Gott danken, daß wir sie los sind! Die Arme läuft doch noch ins Unglück!“

„Sind Sie noch krank, Herr Zostrup?“ fragte Sophie und blickte ihn an.

„Ich habe ein wenig Fieber,“ antwortete er. „Ich will einen recht langen Spaziergang machen, so wird es wohl besser werden!“

„Sie sollten einige Tropfen nehmen,“ sagte die gnädige Frau.

„O, er wird schon wieder gesund werden!“ meinte Wilhelm. „Er muß sich Bewegung machen! Seine Krankheit ist nicht tödtlich.“

Otto ging in den Wald, der war ihm eine Kirche, sein Herz stimmte hier ein dankbares Loblied an. Louise war sein guter Engel gewesen. Er fühlte mit Bestimmtheit, sie würde sein Geheimniß nie verrathen. Mit Zuversicht schmiegten sich seine Gedanken an sie an. „Sind Sie noch krank?“ hatte Sophie gefragt. Der Ton allein war wie ein Duft heilender Kräuter, in ihrem Auge fand er Mitgefühl und — Liebe. „O Sophie!“ seufzte er, beide Schwestern schwebten ihm so lieblich vor.

Er trat in den Garten, ging durch die große Allee.

Hier kam Louise ihm entgegen, fast hätte man glauben sollen, daß sie ihn suchte. Es war sonst Niemand in der Allee zu sehen.

Otto drückte ihre Hand an seine Lippen. „Sie haben mein Leben gerettet!“ sagte er.

„Lieber Zostrup!“ antwortete sie, „verrathen Sie sich nur nicht selbst. Sie kam ja glücklich fort. Gott sei gelobt! Meine kleine Unwahrheit hat das Ganze verdeckt. Uebrigens habe ich eine Vermuthung! Ja, ich kann sie nicht los werden. Sollte nicht das Ganze ein Irrthum sein? Sie kann unmöglich die sein, die Sie nannten! Sagen Sie mir, was Sie mich dürfen wissen lassen. Hier von der Bank aus können wir jeden sehen, der die Allee betritt. Keiner kann uns hören!“

„Ja, Ihnen allein kann ich es anvertrauen,“ sagte Otto, „Ihnen allein will ich es sagen!“ Er erzählte nun, was wir wissen: von der Fabrik, wie er das Haus genannt hatte, in welchem der deutsche Heinrich ihn zuerst gesehen und den Namenszug auf seine Schulter tätowirt hatte; ferner von dem Zusammentreffen im Thiergarten und später beim Kreuze des heiligen Anders.

Louise bebte, ihr Blick ruhte theilnehmend auf Otto's blassem, hübschem Gesichte. Er zeigte ihr den Brief, den er gestern Abend bekommen hatte, und wiederholte ihr Heinrichs Worte.

„Dem muß denn doch wohl so sein!“ sagte Louise. „Dennoch hat es mir den ganzen Morgen klar vorgeschwebt, daß Sie betrogen worden sind. Keiner ihrer Züge gleicht

den Ihrigen! Können Bruder und Schwester so verschieden sein, wie Sie beide? Doch, wenn es auch Gewißheit sein sollte, geloben Sie mir, daß Sie nicht zu viel daran denken wollen. Es giebt einen gütigen Gott, der Alles zum Besten lenken kann!"

„Diese schrecklichen Lebensverhältnisse," sagte Otto, „haben mich der Munterkeit meiner Jugend beraubt. Sie greifen zerstörend in meine Zukunft ein! Nicht Wilhelm, nein, Niemandem habe ich mich anvertrauen können. Sie wissen Alles. Es war Gottes Wille, daß es so kommen sollte! Ich vertraue Ihnen unbedingt!" Er drückte ihre Hand. Schweigend, mit dem festen Blicke der Zuversicht und der Treue blickten sie einander an. „Ich verlasse bald mein Vaterland!" sagte Otto, „möchte es für immer sein! Mit Angst werde ich in die Heimath zurückkehren, wo kein Glück meiner wartet! Ich stehe so ganz allein in der Welt!"

„Aber Sie haben Freunde! aufrichtige Freunde!" tröstete ihn Louise. „Uns müssen Sie zu diesen rechnen. Freudig müssen Sie an die Rückkehr in die Heimath denken. Meine Mutter liebt Sie, als wären Sie ihr Sohn. Wilhelm und Sophie — ja, wir wollen Sie als Bruder betrachten!"

„Auch Sophie!" rief Otto aus.

„Ja, können Sie daran zweifeln?" fragte Louise.

„Sie kennt mich nicht, wie Sie mich kennen! und wenn das der Fall wäre?" — Er preßte die Hände vor die Augen und brach in Thränen aus. „Sie wissen Alles! Sie wissen mehr, als ich ihr sagen könnte!" seufzte er.

„Ich bin unglücklicher, als Sie glauben! Nie kann ich sie vergessen, nie!“

„Um Gotteswillen, fassen Sie sich!“ sagte Louise und stand auf. „Es könnte Jemand kommen! Sie würden Ihre Bewegung nicht verbergen können! Alles kann gut werden! Vertrauen Sie auf Gott im Himmel!“

„Sagen Sie Ihrer Schwester nicht, was ich hier gesprochen habe! Sagen Sie es Niemandem! Sie habe ich in jedes Geheimniß meiner Seele eingeweiht!“

„Ich will Ihnen eine gute Schwester sein!“ sagte Louise und drückte ihm die Hand.

Still gingen sie die Allee hinab.

Die Schwestern schliefen in Einem Zimmer.

Am Abend, als Sophie schon eine Weile zu Bette gewesen war, kam erst Louise zu ihr hinein.

„Du bist ein Nachtgespenst geworden!“ sagte Sophie. „Wo bleibst Du? Diese Nacht willst Du doch nicht wieder auf den Boden, Du komisches Mädchen? Hätten Wilhelm, Zostrup oder ich selbst dergleichen unternommen, das wäre natürlich gewesen, aber Du!“

„Bin ich denn so ganz von Euch verschieden?“ fragte Louise. „Ich sollte meiner Schwester weniger gleichen, als selbst Herr Zostrup, von dem Du doch so sehr verschieden bist?“

„In unseren Ansichten, in unserer Begeisterung gleichen wir einander sehr!“ sagte Sophie.

„Er ist gewiß nicht glücklich,“ bemerkte Louise, „man kann es auch in seinen Augen lesen!“

„Das ist es aber eben, was ihn interessant macht!“ entgegnete Sophie. „Er ist ein hübscher Schlagschatten im Alltagsleben!“

„Das sagst Du so ruhig?“ sagte Louise, und beugte sich über die Schwester hinab. „Ich könnte fast glauben, es wäre Liebe —!“

„Liebe!“ unterbrach sie Sophie und erhob sich im Bette; nun wurde Louise ihr interessant. „Wen sollte er lieben, meinst Du?“

„Dich!“ antwortete Louise, und ergriff ihrer Schwester Hand.

„Vielleicht!“ antwortete Sophie. „Ich necke ihn auch. Das ging jedoch besser, als der Vetter hier war! Armer Zostrup!“

„Und Du, Sophie?“ fragte Louise. „Hast Du ihn wieder lieb?“

„Du verlangst ja förmliche Beichte!“ erwiederte Sophie. „Er ist verliebt, das sind alle jungen Herren. Der Vetter, magst Du glauben, sagte mir viele schöne Dinge; selbst der Kammerjunker flattert mit, so gut er kann, die gute Seele! Ich habe mir aber vorgenommen, ein vernünftiges Mädchen zu sein! Glaube mir nur, Zostrup wird mürrisch!“

„Wenn nun der Kammerjunker um Dich anhielte, gäbest Du ihm Deine Hand?“ fragte Louise, und setzte sich zu ihrer Schwester auf das Bett.

„Wie kommst Du darauf?“ fragte sie. „Hast Du etwas gehört? Du machst mir Angst! O Louise, ich

scherze wohl, sage so mancherlei, aber froh bin ich doch nicht, das glaube mir!“

Sie sprachen vom Kammerjunker, von Otto, vom französischen Vetter. Es war spät in der Nacht. Große Thränen perlten in Sophiens Augen, aber sie lachte zugleich und endete mit einem Citate aus Jean Paul. — Eine halbe Stunde darauf schlief sie und träumte; der runde, weiße Arm lag auf der Decke, und die Lippen bewegten sich leise,

„Hold lächelnd, als ob eben
Ein Engel küßte ihren Mund.“*)

Louise drückte ihr Gesicht in das leichte Kissen und — weinte.

XXXIX.

Ein Farbengewimmel, ein Lärmen und Singen,
Musik und Gepolter, ein Stoßen und Ringen,
Ein Laufen und Tanzen im bunten Gewühl
Entzücket der gaffenden Menge Gefühl.

Th. Overskou.

Ein Paar Tage vergingen, Otto hörte nichts vom deutschen Heinrich, noch von seiner Schwester. Peter Krüppel schien nicht in die Verhältnisse eingeweiht. Alles, was er wußte, war, daß der Brief, den er Otto über-

*) Christian Winther.

reichte, für jeden Andern ein Geheimniß sein sollte. Was den deutschen Heinrich beträfe, meinte er, so hielte sich der wohl jetzt in einer andern Gegend des Landes auf, aber zum St. Knuds-Markte in Odense würde er sich gewiß einfinden.

In Otto's Seele war ein wunderbarer Kampf. Louisens Wort, daß er sicher betrogen sei, entwickelte Hoffnungen, die unmerklich, wie das Senfkorn, ihre zarten grünen Blätter entfalteten. „Kann nicht der deutsche Heinrich, um seine Pläne zu fördern, meine Furcht benutzt haben?“ dachte er. „Ich muß mit ihm sprechen! Er soll mir die Wahrheit beschwören.“ Er verglich die häßlichen rohen Züge Sidsels mit dem Bilde, das ihm die Erinnerung in schwachen Umrissen von seiner kleinen Schwester vormalte. Ein feines Wesen mit großen Augen hatte sie ihm geschienen. Er erinnerte sich noch, daß seine Umgebung damals gesagt hatte, „sie sei ein Püppchen, das man kaum am Leben erhalten könne!“ Wie könnte sie nun dieses vierschrötige, häßliche Geschöpf mit den zusammengewachsenen Augenbrauen geworden sein! „Ich will mit Heinrich sprechen!“ beschloß er. „Sie kann nicht meine Schwester sein! So schwer wird Gott mich nicht prüfen!“ Bei diesem Gedanken fühlte er sich etwas ruhiger. Der Stern der Liebe konnte auf Augenblicke sich in seinem Lebenssee abspiegeln.

Die Liebe zu Sophien war nicht länger ein gefangener Vogel in seiner Brust, die Schwingen waren gelöst, Louise war von seinem Dasein unterrichtet, er mußte dem Ziele entgegenflattern.

St. Knuds-Markt nahte; die Familie wollte deshalb nach Odense reisen. Eva war die Einzige, welche daheim blieb, sie wünschte es so.

„Odense wäre für Dich wohl der Mühe werth zu sehen!" sagte Sophie, „aber Du willst nie Deine geographischen Kenntnisse erweitern! Ich bringe Dir indessen doch ein Marktgeschenk mit: einen Mann von Honigkuchen mit Mandeln verziert."

Wilhelm meinte auch, sie müsse die flüchtige Freude ergreifen und mitfahren. Aber Eva bat und man ließ ihr ihren Willen.

„Es giebt doch viel Vergnügen auf unserer Erde," sagte Wilhelm, „wenn man es nur nicht abweisen will. Ist ein Tag in Paris eine Glanzblume, so ist ein Tag auf dem Odenser Markte doch auch eine Blume! Wir leben in einer lustigen, herrlichen Welt! Ich möchte fast in einem ähnlichen Sinn wie König Waldemar sagen: könnte ich die Erde behalten, so möchte der liebe Gott immerhin seinen Himmel behalten. Es ist hier viel besser, als wir's verlangen können, und Gott weiß, ob man nicht auch in jener Welt nach dem Alten hienieden Sehnsucht fühlt!"

„Nach dem Odenser Markte?" fragte Sophie ironisch.

Otto war in sich versunken. Dieser Tag würde, das fühlte er, einer der merkwürdigsten seines Lebens werden. Der deutsche Heinrich sollte ihm eine Erklärung geben. Eben so Sophie! Sollte er wohl von Beiden die heilbringende erwarten können? Würden nicht Kummer und Schmerz sein Marktgeschenk werden? Der Wagen rollte fort.

Von den verschiedenen Nebenwegen kamen Herrschafts- und Bauerwagen, der eine jagte am andern vorbei, und wie der Kanal zwischen Frankreich und England aus dem atlantischen Meer die Schiffe versammelt, so versammelte der Königsweg die Fahrenden, Reitenden und Gehenden.

Hinter den meisten Bauerwagen waren Pferde angebunden, die mittrabten. Die Mamsells von den Höfen hatten große Handschuhe über den rothen Armen uud Händen. Sie hielten Regenschirme gegen Staub und Sonnenschein vor ihren rothen Gesichtern ausgespannt.

„Kammerjunkers müssen vor uns ausgefahren sein," sagte Sophie, „sonst hätten sie uns schon eingeholt."

Otto blickte sie fragend an. Sie dachte an den Kammerjunker.

„Bei der Fraugder Kirche sollten wir doch halten!" sagte Sophie. „Herr Zostrup muß Bischof Thomas Kingo's Grab sehen, muß sehen, wo der Verfasser unserer schönsten geistlichen Lieder ruht. Einige wahre Posaunenengel, denen man recht ansehen kann, wie schwer der Marmor ist, schweben in der Kapelle mit Bischofsstab und Mütze!"

Otto lächelte, sie war doch auch darauf bedacht, ihn zu erfreuen.

Die Kirche wurde besehen, das Grab besucht, und bald rollten sie wieder auf dem Königswege nach Odense, von wo der hohe Thurm der Domkirche sie schon lange begrüßt hatte.

Wir verlangen vom Portraitmaler nicht allein, daß er die Person, sondern auch, daß er sie in ihrem glücklichsten Moment auffassen soll; dem häßlichen sowohl, als dem unbedeu-

tenden Gesichte muß der Maler seine eigenthümliche Schönheit geben. Jeder Mensch hat Augenblicke, während welcher etwas Geistiges oder Charakteristisches hervortritt. Die Natur selbst hat, wo sie die kahlsten Gegenden darbietet, eben solche Augenblicke. Licht und Schatten geben ihr einen hervortretenden Moment. Der Dichter muß, dem Maler gleich, bei den Menschen wie in der Natur diesen Augenblick ergreifen. Wäre der Leser ein Kind, das in Odense lebte, so brauchte man nur die Worte: „St. Knuds-Markt" auszusprechen, und dieses selbst, geschmückt mit den Strahlen der Kindheitsphantasie, würde in den glänzendsten Farben vor ihm stehen. Unsere Schilderung würde in diesem Falle nur ein Schatten werden, jetzt wird sie vielleicht den Empfindungen der Menge entsprechen.

Schon in der Vorstadt verkündete das Menschengewühl und das ausgestellte Töpfergeschirr, welches das ganze Trottoir einnahm, daß der Markt in vollem Gange sei.

Der Wagen fuhr über die Brücke über dem Odenser Bache.

„Seht, wie hübsch es hier ist!" rief Wilhelm aus.

Zwischen den Gärten der Stadt und einer Bleiche schlängelte sich der Bach. Die prächtige St. Knudskirche mit ihrem hohen Thurm schloß den Prospect.

„Was war das für ein rothes Haus?" fragte Otto, als sie schon den Anblick verloren hatten.

„Das Fräuleinkloster!" antwortete Louise, und fühlte, welcher Gedanke in ihm aufgestiegen sei.

„Dort stand in der Grafenfehde der alte Bischofssitz, wo

Veldenak residirte," sagte Sophie. „Da vorn in dem Bache ist die Glockentiefe, eine Glocke des St. Albani-Thurmes flog dahinein. Die Tiefe ist bodenlos. So oft reiche Leute in Odense sterben, läutet es unter dem Wasser!"

„Ich mag den Gedanken nicht," sagte Otto, „daß es in der Tiefe läutet, wenn man sterben soll!"

„So darf man es nun nicht nehmen!" sagte Sophie lachend und brach von der Geschichte ab. „Odense hat viele Merkwürdigkeiten," fuhr sie fort, „von dem Königsgarten mit seinen Schwänen an bis zu dem massiven Theater, welches mit **La Scala** und mehreren italienischen das gemein hat, daß es auf den Ruinen eines Klosters erbaut ist."

„In Odense hielten sich Aristokratie und Demokratie am längsten!" sagte Wilhelm lachend; „noch in meiner Kindheit, wenn der Adel und die Bürger am Geburtstage des Königs auf dem Rathhausballe zusammentrafen, tanzten wir für uns!"

„Waren denn die Bürger nicht stark genug, den leichten Adel zum Fenster hinauszuwerfen?" fragte Otto.

„Sie vergessen, Herr Zostrup, daß Sie selbst geadelt sind!" sagte Sophie. „Ich war ja die Schicksalsgöttin, die Ihnen den Stammbaum reichte!"

„Sie erinnern sich noch jenes Abends?" fragte Otto mit milder Stimme, und die Gedanken wogten eben so bunt durch seine Seele, wie das Menschengewühl durch die Straßen, die sie passirten.

Ungefähr mitten in der Stadt treffen fünf Straßen zusammen; die Stelle, wo sie sich durchschneiden, bildet einen kleinen Platz, den man „Kreuzstraße" nennt, hier steht ein Gasthaus, wo die Familie einkehrte.

„Zwei und eine Viertelstunde zu spät!" rief der Kammerjunker, der ihnen auf der Treppe entgegenkam. „Gutes Marktwetter und gute Pferde! Ich bin schon vor dem Westerthore gewesen und habe zwei prächtige Stuten gekauft. Die eine schlug hinten aus und hätte mir bald eins vor die Brust versetzt, daß ich hätte sagen können: ich habe mein Marktgeschenk bekommen! Jakoba ist auf Visiten, trinkt Chocolade und tunkt Backwerk hinein. Die Mamsell ist weggegangen, um Siebe zu besichtigen. Nun wissen Sie unsere Geschichte!"

Die Damen gingen auf ihr Zimmer, die Herren blieben im Saal.

„Ja, hier sollen Sie eine Stadt und einen Markt sehen, Herr Zostrup!" sagte der Kammerjunker und schlug Otto auf die Schulter.

„Odense war einst meine erste Hauptstadt!" sagte Wilhelm. „Noch ist mir St. Knuds-Kirche die prächtigste, die ich kenne. Gott weiß, ob die Peters-Kirche in Rom auf mich, den Erwachsenen, solchen Eindruck machen wird, als jene auf mich als Kind gemacht hat!"

„In der St. Knuds-Kirche liegt die Jungfrau mit den Katzen!" sagte der Kammerjunker.

„Die Bischöfin, müssen Sie sagen!" nahm Wilhelm das Wort. „Die Sage erzählt von einer Bischöfin Mus,

die in so hohem Grade ihre Katzen liebte, daß sie Befehl gab, diese sollten ihr ins Grab folgen. Wir werden sie nachher zu sehen bekommen."

„Ja, sowohl die Bischöfin, als die Katzen," sagte der Kammerjunker, „sehen aus wie trockner Stockfisch! Sie müssen auch das Fräuleinkloster und die Militair-Bibliothek sehen!"

„Das Hospital und das Zuchthaus!" fügte Wilhelm lachend hinzu.

Ein Trommelwirbel auf der Gasse zog sie ans Fenster. Der Trommelschläger der Stadt, in gestreifter Hose und Jacke von eigengemachtem Zeuge und mit einem gelben Bandelier über der Schulter, stand draußen, schlug die Trommel und rief dann nach einem Papiere mehrere in der Stadt eingetroffene Herrlichkeiten aus.

„Er schlägt eine gute Trommel!" sagte der Kammerjunker.

„Es würde gewiß Rossini und Spontini amüsiren, den Kerl zu hören!" sagte Wilhelm. „Im Grunde wäre Odense, so zur Neujahrszeit, eine Stadt für diese beiden Componisten. Sie müssen wissen, daß dann Trommeln und Pfeifen hier eine Hauptrolle spielen. Man trommelt das neue Jahr ein. Sieben bis acht kleine Trommelschläger und Pfeifer gehen von Thür zu Thür, begleitet von Kindern und alten Weibern; es wird hier beides, Zapfenstreich und Reveille, geschlagen. Dafür bekommen sie Geld. Ist das neue Jahr nun solchergestalt in der Stadt gut eingetrommelt, so ziehen sie aufs Land

hinaus und trommeln für Speck und Grütze. Das ist ein „Neujahreintrommeln“ bis gegen Fastnacht!“

„Und dann haben wir neue Vergnügungen!“ sagte der Kammerjunker. „Da kommen die Seeleute vom Fischerdorfe mit voller Musik, auf den Schultern ein mit Flaggen verziertes Boot tragend. Später legen sie ein Bret zwischen zwei Boote, und auf diesem ringen zwei der Jüngsten und Kräftigsten, bis einer ins Wasser fällt. In den letzten Jahren ließen sich beide hineinplumpen. Dies geschieht, seitdem sich einst der Hineinfallende über den damit verbundenen Spott dergestalt ärgerte, daß er denselben Tag aus dem Fischerdorfe verschwand nnd sich nie wieder blicken ließ. All' die Lustigkeit verliert sich übrigens jetzt. In meinen Knabenjahren war das Vergnügen ganz anders im Schwung! Das war ein Staat, wenn die Gilden mit ihrem Schilde umherzogen, den Hanswurst an der Spitze; und zu Fastnacht, wenn die Schlächter einen mit Bändern und Fastnachtsruthen geschmückten Ochsen durch die Straßen führten; auf dem Rücken saß ein kleiner Knabe im Hemde und mit Flügeln. Türkische Musik mit Becken hatten sie dazu! Sehen Sie, das Alles habe ich erlebt, obgleich ich nicht so alt bin. Baron Wilhelm muß noch den Ochsenstaat gesehen haben! Nun ist das vorbei. Man ist feiner geworden. St. Knuds-Markt ist auch nicht mehr, was er gewesen ist!“

„Gleichwohl freue ich mich darauf!“ sagte Wilhelm. „Wir wollen auf dem Markte die Kronjüten besuchen, wo sie mitten im Haidekraute unter ihren Töpfen sitzen. Sie

könnten am Ende gar Bekannte antreffen, Herr Zostrup! Bekommen Sie nur kein Heimweh, wenn Sie das Haidekraut riechen und den Ton der klirrenden Töpfe vernehmen!"

Jetzt kamen die Damen hinzu. Vor den Visiten wollte man eine Tour über den Markt machen. Der Kammerjunker bot der gnädigen Frau seinen Arm. Otto sah es mit geheimer Freude und näherte sich Sophien; sie nahm gern einen Begleiter, sie sollten ja ins Gedränge.

Gleichwie im Mittelalter die verschiedenen Professionisten ihre besonderen Straßen und Quartiere hatten, so auch hier. Die Straße, welche zum Markte führte und im täglichen Leben „Schuhmacherstraße" genannt wurde, entsprach vollkommen ihrem Namen. Dicht neben einander hatten die Schuhmacher hier ihre Tische aufgeschlagen. Die Wände und die aufgerichteten Stangen waren mit allen Arten von Schuhwerk behängt, die Tische selbst mit plumpen Schuhen und dickbesohlten Stiefeln beladen. Im Hintergrunde stand der ehrliche Meister in seinem langen Sonntagsfracke, den wohlgebürsteten Filzhut auf dem Kopfe.

Wo das Schuhmacherquartier aufhörte, fing das der Hutmacher an, und dann befand man sich mitten auf dem großen Marktplatze, wo Zelte und Buden mehrere parallellaufende Gassen bildeten. Die Galanterieläden, die Gold- schmied- und Conditorbuden, die meisten von Leinwand, einzelne dagegen von Holz, waren Glanzpunkte. Ringsum flatterten Bänder und Tücher, ringsum war Lärm und Gedränge. Die Bauermädchen, welche aus demselben

Dorfe waren, gingen immer in Reihe und Glied, sieben oder acht Unzertrennliche, die Hände fest in einander geschlungen; es war unmöglich die Kette zu sprengen, drängte man gegen sie an, so rollte sich die ganze Schaar in ein Knäuel zusammen.

Hinter den Buden breiteten sich große Beete mit Holzschuhen, Töpfergeschirr, Drechsler- und Sattlerarbeit aus. Auf den Tischen stand Spielzeug, gewöhnlich plump und grell bemalt. Ringsum probirten Kinder die kleinen Trompeten und drehten an ihrem Spielzeug. Bauermädchen drehten und wendeten die Nähkästchen und sich selbst viele Male, ehe der Handel abgeschlossen wurde. Die Luft war schwer von Ausdünstungen, die der Duft der Honigkuchen würzte.

Hier trafen sich Bekannte, ein paar Bauermädchen, vielleicht in demselben Dorfe geboren, aber später getrennt. „Guten Tag, Du!" riefen sie aus, faßten einander bei den Händen, schaukelten mit den Armen und lachten. „Adjes!" — Das war die ganze Unterhaltung; eine gleiche wurde an mehreren Orten geführt.

„Da ist Haidekraut!" rief Otto aus, als sie sich dem Quartiere näherten, wo die jütischen Töpfe ihre Stelle hatten. „Wie der Duft erfrischt!" Er bückte sich und ergriff einen Zweig, frisch und grün, als wäre er gestern abgeschnitten worden.

„Ei du mein Jesus! Ist das nicht Herr Otto?" rief dicht neben ihnen eine weibliche Stimme, und eine junge Jütländerin hüpfte über alle Töpfe hinweg auf sie zu.

Otto kannte sie. Es war die kleine Marie, die Tochter des Aalbauern, die, wie wir uns von Otto's Besuche bei den Fischern erinnern, nach Ringkjöbing gezogen war und sich da für die Heu- und Kornerndte bis Michaelis verdungen hatte, die flinke Marie, „die Dirne," wie der Vater sie nannte. Sie war in Ringkjöbing mit dem reichen Topfhändler verlobt und verheirathet worden und nun über das salzige Wasser nach dem Odenser Markte gekommen, wo sie Herrn Otto treffen mußte.

„Ihre Eltern wohnten neben dem Gute meines Großvaters!" sagte Otto zu Fräulein Sophie, welche lachend die Freude des jungen Weibchens über das Zusammentreffen mit einem Jugendbekannten betrachtete. Der Ehemann war in vollem Handel mit seiner Waare und hörte von Allem nichts.

„Nein, wie fein und schön Ihr doch geworden seid!" sagte die junge Frau. „Aber, seht nur, ich erkannte Euch doch! Die Großmutter, das könnt Ihr glauben, denkt fleißig an Euch. Die alte Frau ist so rüstig und lebendig; es thut ihr auch nicht ein Bischen, daß sie nicht sehen kann! Ihr seid der zweite Bekannte, den ich hier auf dem Markte getroffen habe. Es ist erstaunlich, wie es hier von allen Enden der Welt zusammenkommt! Der Komödiant ist auch hier. Ihr erinnert Euch seiner wohl noch, der deutsche Heinrich. Seht, da drüben in dem grauen Hause, da an der Ecke des Markts, spielt er seine Komödien im Thorwege!"

„Es freut mich, Euch gesehen zu haben!" sagte Otto

und nickte freundlich. „Grüßt Alle zu Hause und vergeßt mir die Großmutter nicht!“

„Grüßt auch von mir!“ sagte Sophie scherzend. „Sie, Herr Zostrup, müssen der alten Bekanntschaft wegen einen Handel machen. Sie sind mir auch ein Marktgeschenk schuldig, ich wünsche den großen Topf da!“

„Wo bleibt Ihr denn?“ rief Wilhelm und kam zurück; die Andern waren eine Strecke voraus.

„Wir kaufen Töpfe!“ sagte Sophie. „**Souvenir de Iutland.** Der da hat eine glänzende Zeichnung!“

„Sie sollen ihn haben!“ sagte Otto. „Wenn ich nun aber auch ein Marktgeschenk von Ihnen verlangte — mir erbäte, wollte ich sagen! —“

„Das durch meine Hand vielleicht seinen Werth erhielte!“ entgegnete Sophie lächelnd. „Ich verstehe Sie wohl! Eine Haideblume? Ich raube!“ sagte sie zu der jungen Frau, indem sie ein wenig Haidekraut nahm und es lachend in Otto's Knopfloch steckte. „Grüßt die Großmutter!“

Otto und Sophie gingen.

„Das war eine wunderliche, lachhafte Person!“ sagte die Frau halb laut, ihnen nachsehend; ihr Blick verfolgte Otto, ihre Hände falteten sich, sie dachte vielleicht an die Tage ihrer Kindheit.

Auf dem St. Knuds-Kirchhofe holten Otto und Sophie die Uebrigen ein. Sie wollten in die Kirche. An den Markttagen war diese mit allen ihren Begräbnissen geöffnet.

Von welcher Seite man auch von außen das prächtige

alte Gebäude betrachte, es hat, hauptsächlich durch seinen hohen Thurm und dessen Spitze, etwas Imponirendes; das Innere ist von eben so großer, ja fast von noch größerer Wirkung; da sich aber der Haupteingang durch das Wappenhaus, so wie die kleineren Eingänge an der Seite der Kirche befinden, so imponirt sie nicht gleich beim Eintritt. Man muß erst den Haupteingang hinter sich haben, ehe man recht ergriffen wird. Alles erscheint dann groß, prächtig und hell. Das ganze Innere ist weiß mit Vergoldung. Oben an der hohen Wölbung prangen noch von alter Zeit her eine Menge goldener Sterne. Auf beiden Seiten, ganz oben, höher als die Seitengänge der Kirche, sind große gothische Fenster, durch welche das Licht hernieder strömt. Die Seitengänge schmücken alte Malereien, die ganze Familien vorstellen, Frauen und Kinder, alle geistlich gekleidet, in langen Gewändern und großen Krausen. Gewöhnlich sind die Figuren nach dem Alter aufgestellt, zuerst der Aelteste und dann bis zu dem kleinsten Kinde herab; Alle stehen mit gefalteten Händen und sehen fromm vor sich nieder, bis einst auch diese Farben in Staub zerfallen.

Dem Eingange der Kirche gerade gegenüber sieht man in der Wand einen Stein mit Basreliefs eingemauert, vor demselben ist ein Grab. Dieses zog Otto's Aufmerksamkeit auf sich.

„Das ist des Königs Hans, der Königin Christina, des Prinzen Francesco und Christians des Zweiten Grab!“ sagte Wilhelm. „Sie liegen alle in der kleinen Grabkammer!“

„Christian der Zweite!“ rief Otto aus. „Dänemarks kluger und kühner König!“

„Christian der Böse!“ sagte der Kammerjunker, verwundert über den Ton der Begeisterung, womit Otto seinen Namen ausgesprochen hatte.

„Christian der Böse!“ wiederholte Otto. „Ja, das ist nun so unsere Redeweise, sollte es aber nicht sein! Wir müssen bedenken, wie damals der schwedische und dänische Adel sich aufführte, welche Grausamkeiten er beging, und daß es Einer von der beleidigten Partei ist, von dem wir Christians des Zweiten Geschichte haben. Der Schriftsteller schmeichelte dem Regierenden. Ein Fürst muß Verbrechen begangen oder seine Macht verloren haben, wenn seine Fehler den kommenden Geschlechtern recht begreiflich gemacht werden sollen. Man vergaß Christians Vorzüge und zeigte immer auf seine Schattenseiten, zu denen das Zeitalter nicht wenig beitrug!“

Der Kammerjunker vergaß nicht, das schwedische Blutbad, Torben Oxe's Hinrichtung und Alles, was sich gegen den unglücklichen König sagen läßt, anzuführen.

Otto schlug ihn kühn aus dem Felde, theils aus Begeisterung für Christian den Zweiten, theils aber auch, weil es der Kammerjunker war, den er bestritt. Sophie nahm Otto's Partei, ihr Auge funkelte ihm Beifall zu, und der Sieg mußte ihm werden.

„Was sagt der Dichter von eines Königs Loos?“ bemerkte Sophie.

— „Beklag' ihn!
Des Guten mehr als Bösen zeigt die Welt!
Das Gute rechnet Jeder gern sich zu,
Ihm bürdet man die Schuld der Zeiten auf.“*)

„Wäre Christian so glücklich gewesen, den aufrührerischen Adel zu bezwingen,“ nahm Otto wieder das Wort, „hätte er seine kühnen Pläne in Ausführung gebracht, so würde man ihn Christian den Großen genannt haben! Nicht den schaffenden Geist, nein, den Erfolg seiner Thaten richtet die Welt!“

Louise hielt es gleichwohl mit dem Kammerjunker, deswegen gingen die Beiden mit einander den Gang hinauf nach dem Glorup'schen Begräbnisse. Die Mutter und Wilhelm waren schon voraus.

„Ich beneide Sie um Ihre Beredsamkeit!“ sagte Sophie, und blickte Otto recht liebevoll ins Auge; sie bückte sich darauf über das Gitter vor dem Begräbnisse und starrte gedankenvoll auf den Stein hinab. In Otto's Seele bewegten sich Liebesgedanken.

„Geist und Herz,“ rief er aus, „müssen das Große bewundern! Beides besitzen Sie!“ — er ergriff ihre Hand.

Eine leichte Röthe flog über Sophiens Wangen. „Die Andern sind voraus!“ sagte sie, „kommen Sie, gehen wir nach dem Chore hinauf!“

„Zum Altare!“ entgegnete Otto. „Das ist ein kühner Gang für das ganze Leben!“

Sophie blickte ihn fragend an. „Sehen Sie den

*) Oehlenschläger's Trauerspiel Erik und Abel.

Grabstein dort im Pfeiler?“ fragte sie nach einer kurzen Pause. „Die Dame mit den über einander gekreuzten Armen und dem farbigen Gesichte? Sie soll in einer Nacht zwölf Ritter zu Tode getanzt haben; der dreizehnte, den sie aufforderte, durchschnitt im Tanz ihren Gürtel und sie sank todt zu Boden!“

„Das ist eine nordische Turandot gewesen!“ sagte Otto. „Das Marmorherz mußte selbst brechen und verbluten. Es liegt ein gewisser Spott darin, daß der Stein bemalt ist. Für die kommenden Geschlechter steht sie da, wie im Leben ein Steinbild, weiß und roth, nur eine Schönheitslarve. Sie warnt die jungen Damen!“

„Ja, vor dem Tanzen!“ sagte Sophie, und spottete leicht mit Otto's seltsamem Ernst.

„Gleichwohl muß es eine Seligkeit sein,“ rief er aus, „eine hohe Seligkeit, unter wogenden Tönen, Arm in Arm mit der Geliebten, das Leben forttanzen zu können und blutend zu ihren Füßen zu sinken!“

„Und noch eben zu sehen, wie sie mit einem Neuen tanzte!“ scherzte Sophie.

„Nein, nein!“ unterbrach Otto sie, „das könnten Sie nicht, das würden Sie nicht! O Sophie, wenn Sie wüßten!“ — er näherte sich ihr noch mehr, beugte seinen Kopf gegen den ihrigen, sein Auge wurde doppelt feurig und ausdrucksvoll.

„Sie müssen mit uns kommen, die Katzen zu sehen!“ sagte der Kammerjunker urd sprang zwischen sie.

„Ja, das ist herrlich!" sagte Sophie. „Sie, Herr Zostrup, bekommen da Gelegenheit, über die Vergänglichkeit der weiblichen Schönheit zu moralisiren!"

„Diesen Abend," tröstete sich Otto, „auf dem Heimwege in der milden Abendluft soll kein Kammerjunker störend zwischen uns treten. Es muß, es soll entschieden werden! Das Unglück konnte die Wildheit meiner Kinderjahre unterdrücken, aber es gab mir Trotz, erschlaffte nie meine Selbstständigkeit; die Liebe hat mich weich nnd schwach gemacht. Kann ich dadurch ein Weib gewinnen?" Ernst, mit finsterm Blick folgte er Sophien und ihrem Begleiter.

XL.

Was er gesucht, blieb unerreicht;
Der Abend trüb' und trüber.
Ludolf Schley.

Siehst Du das Vögelein
Nisten im Wald?
Willst Du mein Weibchen sein?
Werd' es doch bald! —
— Bräutigam bin ich!
Arion. 2. Band.

Dicht neben der St. Knuds-Kirche, wo einst das Mönchskloster stand, liegt jetzt die Wohnung eines Privatmannes. Die vortreffliche Wirthin, welche einst auf der dänischen Bühne als Ida Mynster*) entzückte, erwartete die Familie zu Mittag.

*) Siehe „Die Reise durch Fühnen" von Oehlenschläger.

Nach Tische lustwandelte man im Garten, der sich bis zum Bache hinab erstreckte.

In der Abenddämmerung wollte Otto den deutschen Heinrich aufsuchen, er hatte es Louisen gesagt, und sie versprach, die Aufmerksamkeit von ihm abzulenken, während er abwesend sei.

Die Gesellschaft trank Kaffee in der Laube. Otto ging still grübelnd in der Allee längs dem Bache. Die hübsche Partie vor ihm fesselte sein Auge. In der Nähe lag eine Wassermühle; der Bach brauste milchweiß über die beiden großen Räder. Hinter der Mühle war eine Brücke geschlagen, auf welcher Leute fuhren und gingen. Der Müllergeselle stand auf dem Altan und pfiff sich ein Lied. Es waren Gemälde, wie Uhland und Christian Winther sie uns in ihren Dichtungen geben. Jenseits der Mühle erhoben sich hohe Pappeln, halb verbargen sie die grüne Wiese, wo der „Nonnenhügel" liegt; eine Nonne hat sich da ertränkt, wo nun die Tausendschön wachsen.

Starkes Sonnenlicht beschien das Ganze. Alles war Ruhe und Sommerwärme. Plötzlich tönten vor Otto's Ohre tiefe, mächtige Orgeltöne; er drehte sich um. Die Töne, die zu seinem Herzen drangen, kamen aus der St. Knuds-Kirche, die sich dicht hinter dem Garten erhob. Der Sonnenschein der Landschaft und die Kraft der Töne gaben auch ihm Licht und Kraft in der Finsterniß, der er nun bald entgegengehen sollte.

Die Sonne war im Untergehn, als Otto allein über den Marktplatz auf das Eckhaus zuging, wo der deutsche

Heinrich seine Künste zeigte. Auf dieser Stelle stand die St. Albani-Kirche, in welcher Knud der Heilige, durch seinen Diener Blake verrathen, von den Aufrührern getödtet wurde. Das Volk glaubt, daß dort von dem tiefen Keller unter dem Hause ein unterirdischer Gang zu dem sogenannten „Nonnenhügel“ führe. Um Mitternacht hören immer noch die Bewohner rings umher ein Poltern unter dem Marktplatze, als ob plötzlich ein Wasserfall hinabstürzte. Die Gebildeteren erklären es durch einen verborgenen unterirdischen Wasserlauf, der mit dem nahegelegenen Bache in Verbindung stehe. In unserer Zeit ist das alte Haus eine Fabrik gewesen; die eingeschlagenen Fensterscheiben, deren Oeffnungen hie und da mit Holzspänen oder Papier verstopft sind, die vielen Menschenknochen, die man im Garten fand, von den Tagen her, als hier ein Kirchhof war, flößten dem Volke in Odense ein besonderes Interesse für dieses Haus ein.

Wenn man ins Haus tritt, befindet man sich noch mit dem Marktplatze auf Einer Fläche; vom Hinterhause nach dem Garten geht es dagegen plötzlich tief hinab, und hier bilden dicke, alte Mauern die Grundlage. Die Lage ist demnach romantisch; ganz in der Nähe das alte Fräuleinkloster mit den zackigen Giebeln, und nicht weit entfernt der Bach, in dessen Tiefe, wie der gemeine Mann glaubt, ein dämonisches Wesen lebt: „der Flußmann,“ der jährlich sein Menschenopfer verlangt, aber es die Nacht vorher ankündigt. Im Hintergrunde liegen Wiesen, Dörfer und grüne Wälder.

Ueber den Hof hinweg in einer Hinterpforte hatte der deutsche Heinrich seinen Schauplatz aufgeschlagen; der Eintritt kostete zwei Schillinge, Standespersonen bezahlten nach Belieben.

Otto kam gerade während einer Vorstellung. Ein Betttuch machte das ganze scenische Arrangement aus. Mitten auf dem Estrich saß ein schreckliches Ungethüm, mit geschwärztem Gesicht und Roßhaaren um den Kopf. Eine alte Bettdecke verbarg die Figur, doch sah man, daß es die eines Frauenzimmers war.

Das Publicum bestand aus einigen Bauersleuten und Gassenjungen. Otto hielt sich im Hintergrnnde und wurde von Heinrich nicht bemerkt.

Die Vorstellung war bald zu Ende und der Haufe verlief sich. Da erst trat Otto hervor.

„Wir haben einige Worte mit einander zu reden!“ sagte er. „Heinrich, Er ist nicht ehrlich gegen mich gewesen! Das Mädchen ist nicht die, für welche Er sie ausgab; Er hat mich betrogen; ich fordere eine Erklärung!“

Der deutsche Heinrich schwieg, aber jede Miene war beredt, Anfangs Verwunderung, dann Schlauheit und List; sein hämischer, boshafter Blick maß Otto vom Kopf bis zu den Füßen.

„So seid Ihr also fest überzeugt, daß ich Euch angeführt habe?“ sagte er. „Aber weshalb kommt Ihr denn zu mir? Es bedarf ja dann keiner Erklärung. Fragt sie selbst!“ Er zeigte auf die Schwarzbemalte.

„Thu' nur nicht so stolz, Otto!“ sagte sie lachend.

„Du könntest Deine Schwester doch wohl anerkennen, obgleich sie ein wenig Schwärze im Gesichte hat!“

Otto heftete einen düstern, unwilligen Blick auf sie, preßte seine Lippen zusammen und suchte sich zu sammeln. „Es ist mein fester Entschluß, die Sache untersuchen zu lassen!“ sagte er mit erzwungener Ruhe.

„Aber das würde Euch Unannehmlichkeiten verursachen!“ sagte Heinrich hohnlächelnd.

„Lache Er nicht so, wenn ich mit Ihm spreche!“ herrschte ihm Otto mit glühenden Wangen zu.

Heinrich lehnte sich ruhig an die Thür, die zum Garten führte.

„Ich kenne den Polizeimeister,“ sagte Otto, „ihm könnte ich das Ganze überlassen. Aber ich habe einen mildern Weg gewählt, ich komme selbst her. Bald verlasse ich Dänemark, reise mehrere hundert Meilen weit fort, kehre vielleicht nie zurück; also sieht Er, der Hauptgrund, weshalb ich zu Ihm komme, ist eine Grille; ich will wissen, weshalb Er mich hinterging, ich will wissen, in welchem Verhältniß Er zu ihr steht!“

„Also das wollet Ihr?“ sagte Heinrich mit einem boshaften Blick. „Nun, sie ist meine Liebste, soll auch meine Frau werden —! aber Eure Schwester ist sie doch und dabei bleibt es!“

„Du könntest mir wohl etwas geben, ehe du reisest!“ sagte Sidsel, die während Heinrichs Rede gleichsam mehr auflebte, und verzog ihr schwarzbemaltes Gesicht.

Otto blickte sie finster an.

„Ja, ich nenne Dich Du!“ sagte sie, „das mußt Du schon leiden! Das bischen Vergnügen muß eine Schwester doch haben!“

„Ihr solltet Euch hübsch die Hand geben!“ sagte Heinrich, und lachte.

„Elender!“ fuhr Otto auf. „Sie ist die nicht, für welche Er sie ausgiebt! Ich will meine wirkliche Schwester aufsuchen! Beweise will ich für die Wahrheit in Händen haben, und werde mich dann als Bruder zeigen, will für ihre Zukunft sorgen. Bringe Er mir ihren Taufschein, nur einen einzigen Attest, aus welchem ich Gewißheit schöpfen kann — aber ehe acht Tage um sind! Hier ist meine Adresse, es ist ein Briefcouvert, schlage Er das um die Papiere, die Er mir geben kann, und sende Er sie unverzüglich ab. Aber Beweise, oder Er ist ein größerer Schurke, als ich glauben möchte!“

„Laßt uns nur ein paar vernünftige Worte mit einander sprechen!“ sagte Heinrich mit gedämpfter einschmeichelnder Stimme. „Ihr gebt mir funfzehn Reichsthaler, und sollt nie wieder Ungelegenheit von mir haben! Seht, das ist ja weit bequemer!“

„Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe!“ antwortete Otto. „Wir haben nichts weiter mit einander zu sprechen.“

Er kehrte ihm den Rücken zn, um zu gehen. Heinrich ergriff ihn beim Rocke.

„Was will Er?“ fragte Otto.

„Ich meine nur,“ sagte Heinrich, „ob Ihr Euch nicht bedacht habt wegen der funfzehn Reichsthaler —!“

„Schurke!“ schrie Otto, die Adern schwollen ihm an der Stirn, er stieß Heinrich mit einer solchen Kraft von sich, daß dieser mit dem Rücken gegen die wurmstichige Thür taumelte, die in den Garten führte; der Spiegel der Thür fiel hinaus; hätte er nicht mit beiden Händen vor sich gegriffen, würde er dieselbe Reise gemacht haben. Otto stand einen Augenblick schweigend, mit flammendem Auge, dann warf er das Briefcouvert, auf welchem seine Adresse stand, dem Heinrich vor die Füße und ging.

Im Gasthause war der Knecht schon im Begriff anzuspannen, als Otto eintraf.

„Haben Sie gute Nachrichten?“ flüsterte Louise.

„Ich bin im Grunde nicht weiter, als ich war!“ antwortete er, „nur daß mein eignes Gefühl mir eindringlicher als jemals zuruft, ich sei von ihm betrogen!“ Er erzählte ihr die kurze Unterredung.

Des Kammerjunkers Wagen war nun auch vorgefahren. Auf diesem war mehr als hinreichender Platz für zwei, dagegen saßen zu viele auf dem andern. Der Kammerjunker schlug daher vor, daß man den bequemeren Sitz benutzen möge, und Otto sah Mama und Sophien in des Kammerjunkers Wagen steigen. Dieser Wechsel würde ihn vorher ganz verstimmt haben, nun hatte er weniger dagegen. Seine Gedanken waren noch zu sehr mit dem Besuche bei dem deutschen Heinrich beschäftigt, seine Seele mit einer Bitterkeit erfüllt, die für einen Augenblick den Drang aufhob, Sophien seine heftige Liebe zu erkennen zu geben.

„Heinrichs Spielball, sein Werkzeug bin ich gewesen!“ dachte er, „nun spottet er meiner und ich muß es dulden! Die Schreckliche ist nicht meine Schwester! Sie kann es nicht sein!“

Es war nun auf der Straße still geworden. Sie ziegen in den Wagen. Im Eckhause, gerade gegenüber, war große Gesellschaft. Das Licht strömte durch die langen Vorhänge; ein sanfter Tenor und ein hoher klangvoller Sopran schmolzen zusammen in Mozart's „andiam, andiam, mio bene.“

„Der Vogel darf nicht von meinem Herzen fort flattern!“ seufzte Otto und setzte sich neben Louise. Der Wagen rollte fort.

Der Vollmond schien, wilde Blumen dufteten von den Gräben empor, die Moorgründe dampften, der weiße Nebel schwebte über die Wiese hin, gleich den Töchtern des Erlkönigs.

Louise saß still und verstimmt. Ein Kummer lastete auf ihrem Herzen. Auch Otto schwieg.

Der Kammerjunker fuhr voran, knallte mit der Peitsche und stimmte einige wilde Hallo's an.

Wilhelm begann das Lied: „Herrliche Sommernacht,“ und der Kammerjunker fiel mit ein.

„Sing' mit, Mensch!“ rief Wilhelm dem schweigenden Otto zu, und bald waren beide Gesellschaften eine singende Karavane.

Spät erreichte man das Gut.

XLI.

„Das Schicksal reißt oft Blätter an uns ab, wie beim Weinstock geschieht, damit die Früchte früher reifen."

Jean Paul.

Es war schon gegen Morgen, als Otto einschlief.

Man ließ ihn und Wilhelm in Ruhe fortschlafen; daher ward es heller Tag, ehe beide Herren sich am Kaffeetische zeigten; der Kammerjunker war schon herüber gekommen und geputzter, als gewöhnlich.

„Herr Zostrup soll einer der Eingeweihten sein!" sagte die gnädige Frau. „Heute Abend erfahren es erst die Fremden. Der Kammerjunker und meine Sophie sind Verlobte."

„Sehen Sie, Herr Zostrup! Im klaren Mondscheine wurde ich ein so glücklicher Mann!" sagte der Kammerjunker, und küßte Sophien die Fingerspitzen. Er reichte Otto die andere Hand.

Dieser blieb unverändert, ein Lächeln spielte um seine Lippen. „Ich gratulire!" sagte er. „Das ist ja also ein Freudentag! Wäre ich ein Dichter, ich würde Ihnen ein Lied schreiben!"

Louise blickte ihn mit einem wunderbar schmerzlichen Ausdruck an.

Wilhelm nannte den Kammerjunker Schwager und schüttelte lachend seine beiden Hände.

Otto war ungewöhnlich aufgeräumt, scherzte und lachte. Die Damen gingen an ihre Toilette, Otto in den Garten.

Er war von Sophiens Gegenliebe so überzeugt gewesen. Wie gern hörte sie ihn nicht erzählen; mit welchem Ausdruck weilte dann nicht ihr Auge auf ihm! Ihre kleinen Neckereien waren ihm Bestätigungen gewesen, daß die Hoffnung, die er nährte, keine Selbsttäuschung sei. Sie war der Lichtpunkt, um den sich seine Gedanken gedreht hatten. Die Liebe zu ihr war ihm ein guter Engel, der ihm in seinen düstern Augenblicken von Trost und Lebensglück vorsang.

Nun — war plötzlich Alles vorbei, es war, als ob der Engel ihn verlassen hätte; die Liebesflamme, die so ganz seine Seele ausfüllte, war in einem Moment bis auf den letzten Funken erloschen. Er fühlte keinen Schmerz, kein Leid, aber Leere. Es war ihm, als wäre der Geist seiner Seele entwichen. Sophie war ihm fremd geworden, ihr geistvolles Auge, das dem Kammerjunker Liebe zulächelte, schien ihm der seelenlose Blick eines Automaten. Eine erschlaffende Gleichgültigkeit durchzuckte ihn, todbringend wie das Gift, das ins Blut des Menschen übergeht. „Das eitle Mädchen! Sie glaubt, indem sie ein treues Herz von sich stößt, die Mächtigere zu sein! Sie sollte nur sehen, wie verwandelt ihr Bild in meiner Brust steht. Alle die Schwächen, die meine Liebe früher übersah, treten jetzt mit grellen Zügen hervor! Kein Wort ist zur Erde gefallen. Der Diamant hat seinen Glanz verloren, ich fühle nur seine scharfen Ecken."

Sophie hatte ihm einen Mann vorgezogen, der in geistiger Hinsicht tief unter Otto stand. Sophie, die für Kunst und Schönheit, für alles Herrliche im Reiche des Geistes begeistert schien, hatte ihn so täuschen können!

Wir erblicken die Schwestern auf ihrem Zimmer.

Louise schien wehmüthig, still blickte sie vor sich hin.

Sophie stand sinnend, mit einem Lächeln auf den Lippen. „Der Kammerjunker ist doch recht schön!" unterbrach sie das Schweigen. „Er sieht so männlich aus!"

„Du mußt ihn liebenswürdig finden!" sagte Louise.

„Ja!" antwortete die Schwester, „immer haben mir solche kräftige Gesichter gefallen! Er ist ein Axel, ein nordischer, schwarzbärtiger Wilder. Die Gesichter, wie das Wilhelm's, sehen aus wie Frauenzimmergesichter. — Und er ist so gut! Gleich nach der Hochzeit, hat er gesagt, wollen wir eine Reise nach Hamburg machen. — Welches Kleid, meinst Du, soll ich anziehn?"

„Wenn Du nach Hamburg reisest?" fragte Louise.

„O nein, Mädchen! heute, meine ich. Zostrup war ja sehr artig! Er gratulirte. Es war mir übrigens ein wenig wunderlich ums Herz, als es ihm gesagt wurde. Ich erwartete eigentlich eine Scene! Fast hätte ich Dich gebeten, es ihm vorher zu sagen. Er hätte vorbereitet werden sollen. Aber er war ja ganz vernünftig! Das hätte ich ihm nicht zugetraut. Ich wünsche ihm wirklich alles Gute, aber er ist ein wunderlicher Charakter, so melancholisch! Glaubst Du, er nimmt sich meine Verlobung zu Herzen? Ich bemerkte, daß er sich, als ich geküßt wurde,

plötzlich nach dem Fenster umdrehte und mit den Blumen spielte. Ich wollte, daß er bald fortginge; die Reise wird ihm gut thun! In der Fremde wird er sein Herzeleid vergessen. Morgen will ich an Vetter Joachim schreiben, der wird auch überrascht werden!"

Spät am Nachmittage kamen Jacoba, die Mamsell, der Prediger und noch einige andere Gäste.

Abends war der Tisch festlich gedeckt. Die Verlobten saßen bei einander, und Otto hatte den Ehrenplatz neben Sophien. Der Prediger hatte ein Lied gemacht nach einer bekannten Melodie; es wurde gesungen. Otto's Stimme klang hübsch und stark, er stieß mit den Verlobten an, und der Kammerjunker meinte, Herr Zostrup müsse sich nun auch bald eine Braut aussuchen.

„Die ist schon gefunden!" antwortete Otto, „aber noch bleibt es ein Geheimniß."

„Die Braut soll leben!" sagte Sophie und stieß an; aber bald weilte ihr geistvoller Blick wieder nur auf dem Kammerjunker, der von Spargelweide und Stallfütterung mit Klee sprach; doch dieser ihr Blick zog ihn wieder zu seinem Liebesglücke zurück.

Es war ein sehr munterer Abend. Spät in der Nacht brach die Gesellschaft auf. Die Freunde gingen auf ihr Zimmer.

„Mein lieber, treuer Otto!" sagte Wilhelm und schlang den Arm um seine Schulter. „Sie waren diesen Abend recht aufgeräumt und liebenswürdig. Fahren Sie so fort!"

„Das hoffe ich," antwortete Otto; „könnten wir nur immer so vergnügte Abende haben, wie dieser einer war!"

„Wunderbarer Mensch!" sagte Wilhelm und schüttelte den Kopf. „Jetzt reisen wir bald ab und fangen uns die Freude, den herrlichen Goldvogel, ein!"

„Und lassen ihn nicht entschlüpfen!" ergänzte Otto. „Früher sagte ich: morgen! morgen! jetzt sage ich: heute und alle Tage! fort mit Grillen und Klagen. Ich begreife, was Sie mir einmal sagten, man kann glücklich sein, wenn man nur will!"

Wilhelm faßte seine Hand und blickte ihm halb wehmüthig ins Auge.

„Werden Sie empfindsam?" fragte Otto.

„Ich affectire nur, was ich nicht bin!" antwortete Wilhelm, indem er schnell von dem natürlichen Ernste des Augenblicks zu seiner gewöhnlichen Heiterkeit zurückkehrte.

Die folgenden Tage vergingen unter Besuchen und Gegenbesuchen. Jeden Posttag durchsuchte Otto vergebens die lederne Tasche des Postboten, fand aber keinen Brief vom deutschen Heinrich, und hörte auch nichts von ihm. „Ich bin betrogen, und das macht mich froh! Sie, die Schreckliche, ist nicht meine Schwester!"

Es war ihm Bedürfniß, fortzukommen, recht weit von der Heimath, doch fühlte er keine Sehnsucht nach den Bergen der Schweiz oder der Ueppigkeit des Südens.

„Die Natur wird mich weichlich machen; sie will ich nicht suchen! Ich bedarf der Menschen, dieser egoistischen falschen Geschöpfe, dieser Herren aller Dinge! Wie können wir doch unsern Schwachheiten schmeicheln, unsere Tugenden bewundern! Was dem Ziele unserer Wünsche entspricht, das finden wir vortrefflich. Denen, die uns lieben, schenken wir unsere Liebe! Im Grunde, wen liebe ich, als nur mich selbst? Wilhelm? Meine Freundschaft für ihn ist auf dem Grundsteine erbaut: ich kann Dich nicht entbehren! Die Freundschaft ist mir ein Bedürfniß. War ich nicht einst überzeugt, daß ich Sophie anbetete, daß ich es nie ertragen könnte, sie zu verlieren? Und doch bedurfte es nur der Ueberzeugung: sie liebt Dich nicht, und mein heftiges Gefühl erlosch augenblicklich; Sophie selbst schien mir weniger schön, ich sah Fehler, wo ich früher nur Liebenswürdigkeit entdecken konnte. Nun ist sie mir fast ganz fremd. Wie ich bin, so sind Alle. Wer fühlt recht lebendig, recht treu für mich, ohne von eignem Interesse geleitet zu sein? Rosalie? Meine alte ehrliche Rosalie? Ich bin unter ihren Augen aufgewachsen, wie die Pflanzen, die sie hegte! Ich bin ihr theuer, wie diese. Als ihr Kanarienvogel eines Morgens todt im Käfig lag, weinte sie, tief bewegt; sie sollte ihn nicht mehr singen hören, sie sollte nicht mehr für seinen Käfig und für sein Futter sorgen! Es war der Verlust, der sie zum Weinen brachte, sie verlor, was ihr Interesse besaß. Auch ich interessirte sie. Interesse ist der Name für das, was die Welt Liebe nennt. Louise —!" fast laut sprach er den Namen aus, und seine Gedanken

verweilten durch seltsame Verknüpfungen bei demselben: „Sie zeigte sich treu, aufopfernd! — aber ist sie nicht auch von allen Andern verschieden? Wie oft hörte ich nicht Sophien sie deshalb verspotten, indem sie auf die Schwester herabsah!" Otto's bitteres Gefühl suchte vergebens nach einem Schatten von Eigenliebe bei Louisen, nach einem einzigen eigennützigen Grund für ihr edles Benehmen. „Fort von Dänemark! zu andern Menschen! glücklich, wer immer von Ort zu Ort flattern, neue Bekanntschaften anknüpfen und sie bald wieder auflösen kann! Bei dem ersten Zusammentreffen haben die Menschen ihr geistiges Sonntagskleid an; alle Lichtpunkte treten hervor; aber bald ist der Festtag vorbei und die Glanzpunkte sind verschwunden!"

„Wir reisen künftige Woche!" sagte Wilhelm. „Da soll es gehen:

„Ueber die eilenden, schaumblauen Wogen,
Freundlich vom grünenden Ufer umzogen,"*)

hin über die Haide, den Rhein hinauf, durchs Champagnerland nach der Stadt der Städte: dem lebensfrohen Paris!"

*) J. F. Hansen.

XLII.

— Sinnend stand
Ein Mädchen sanft und milde.
Ich reichte dem freundlichen Kinde die Hand,
Doch scheu das liebliche Reh entschwand. — —
— Es wohnen die Mädchen vom Rheine zum Belt
Gar fein und lieblich in Schloß und Zelt;
Doch keines kann mir gefallen.
Schmidt von Lübeck.

Der letzte Tag in der Heimath war gerade Fräulein Sophiens Geburtstag. Nachmittags war die ganze Familie zum Kammerjunker eingeladen, wo Jacoba und die Mamsell durch ihre Kochkunst glänzen wollten.

Ein Tisch voll Geschenke, alle vom Kammerjunker, wartete Sophiens. Es war das erste Mal, daß er zu ihrem Geburtstage ihr etwas brachte, und er hatte nun, von sich selbst oder von Andern, die sehr gute Idee gefaßt, ihr für jedes verlebte Jahr eine Gabe darzubringen. Jedes Geschenk war dem verschiedenen Alter angemessen; so machte eine Tüte voll Zuckerwaare den Anfang und Seidenzeug zu einem prächtigen Mantel den Beschluß; aber zwischen diesen beiden Theilen befanden sich Gegenstände, von denen mehr als die Hälfte solid genannt werden konnte: goldene Ohrringe, eine Boa, französische Handschuhe und ein Reitpferd. Letzteres stand natürlich nicht auf dem Tische. Das war eine Freude, eine Glückseligkeit; man ging spazieren und vertheilte sich nach und nach in Gruppen.

Die Einzige, die man vermißte, war Eva. Sie blieb immer am liebsten zu Hause. Doch hätte sie sich heute vielleicht überreden lassen, wenn sie sich nicht so wunderbar entkräftet gefühlt hätte.

Still und einsam saß sie daheim in der großen, öden Wohnstube. Es war in der Dämmerung, sie ließ die Arbeit ruhen, das schöne gedankenvolle Auge blickte vor sich hin; Gedanken, die wir nicht entschleiern dürfen, bewegten sich in ihrer Brust.

Plötzlich öffnete sich die Thür, und Wilhelm stand vor ihr. Während des Spazierganges hatte er sich fortgeschlichen. Eva war allein zu Hause, das wußte er; Keinem würde es einfallen, daß er sie besuchte, Keinem würde von ihrer Unterredung träumen.

„Sie hier!“ rief Eva, ihn erblickend, aus.

„Die Nothwendigkeit zwingt mich!“ antwortete er. „Ich habe mich von den Andern fortgeschlichen, Keiner weiß, daß ich hier bin. Ich muß mit Ihnen sprechen, Eva. Morgen reise ich fort; aber ich kann nicht ruhig und froh reisen, ohne zu wissen — was dieser Augenblick entscheiden muß!“

Eva erhob sich, ihre Wangen glühten, ihr Auge blickte zur Erde. „Herr Baron!“ — stammelte sie. „Es schickt sich nicht, daß ich hier bleibe!“ — Sie wollte das Zimmer verlassen.

„Eva!“ sagte Wilhelm, und ergriff ihre Hand. „Sie wissen, daß ich Sie liebe! Mein Gefühl ist aufrichtig! Geben Sie mir ein Ja, und es soll mir heilig sein, wie ein

Eid. Dann reise ich lebensfroh, wie man reisen muß! Es soll in meinem Herzen stehen, vor meinen Ohren tönen, so oft Sünde und Versuchung mir entgegentreten! Es wird mich aufrecht halten, mich gut und unverdorben zurückbringen! Meine Frau sollen Sie werden! Sie haben Geist und Adel dazu! Eva! um Gotteswillen, machen Sie nicht einen kränklichen, lebensüberdrüssigen Schwächling aus mir."

„O Gott!" seufzte sie, und brach in Thränen aus, „ich kann nicht, und — will nicht! Sie vergessen, daß ich nur ein armes Mädchen bin, die Ihrer Mutter Alles verdankt! Mein Ja würde diese betrüben und Sie einst gereuen! Ich kann nicht! — Ich liebe Sie nicht!" fügte sie mit bebender Stimme hinzu.

Wilhelm schwieg.

Plötzlich ergriff Eva die Klingelschnur.

„Was machen Sie?" rief er aus.

Der Diener trat ein.

„Wollen Sie nicht Licht bringen," sagte sie, „aber erst müssen Sie mir diese Blumen in den Garten hinabtragen helfen; der nächtliche Thau thut ihnen gut!"

Der Diener gehorchte, sie nahm selbst einen der Töpfe und verließ das Zimmer.

„Ich liebe Sie nicht!" wiederholte Wilhelm für sich, und ging zur Gesellschaft zurück, wo Alles Freude und Glück athmete.

Im Garten war der Abendtisch gedeckt, die Lichter brannten in der freien Luft, ohne daß die Flamme flackerte;

es war ein Sommerabend, herrlich wie der October des Südens; die Resede duftete, und zwischen den hohen Tannen, den Pinien des Nordens, donnerten Kanonen, als Sophiens Gesundheit getrunken wurde.

Am folgenden Morgen hatte sich auf den Gesichtern, die gestern so froh lächelten, Wehmuth gelagert. Der Reisewagen hielt vor der Thür. Die theure Mutter und die Schwestern weinten; sie küßten Wilhelm und reichten Otto die Hand.

„Leben Sie wohl!" sagte Louise, „vergessen Sie uns nicht!" und ihr thränenvoller Blick ruhete auf Otto. Eva stand schweigend und bleich.

„Sie werden mich nicht vergessen!" lispelte Otto, indem er Louisens Hand ergriff. „Ihre Schwester will ich vergessen!"

Der Wagen rollte fort; Wilhelm warf sich in eine Ecke desselben; Otto blickte noch einmal zurück; Alle wehten mit weißen Tüchern.

XLIII.

In one short speaking silence all conveys —
And looks a sigh and weep without a fear.
Barret's Women.

Erlaß uns unsere Schulden,
Wie selbst wir Andern gethan;
Entfern' von uns den Versucher,
Verschließ' uns des Bösen Bahn.
A. v. Chamisso.

Wir begleiten die Freunde nicht, sondern bleiben auf Fühnen zurück, wo wir eine kühnere Reise machen wollen, als sie, nämlich ein und zwanzig Jahre in der Zeit zurück. Wir wollen uns die Begebenheiten bei Otto's Geburt veranschaulichen. Es ist also ein Sprung zurück von 1830 bis 1810. Wir bleiben in Odense, dieser alten Stadt, die ihren Namen von Odin haben soll.

Der gemeine Mann bewahrt noch eine Sage von dem Ursprunge des Stadtnamens. Auf einem Hügel nicht weit von der Stadt stand vor Alters ein Schloß; dort wohnte Odin mit seiner Gemahlin; damals existirte Odense noch nicht, aber das erste Haus wurde eben gebaut. Der Hof war uneins, wie die neue Stadt heißen sollte; nach langer Ungewißheit wurde man einig, daß die Stadt nach den ersten Worten benannt werden sollte, die der König oder die Königin am folgenden Morgen aussprechen würden. Früh Morgens erwachte die Königin und blickte zum Fenster hinaus, über den Wald hin. Das erste Haus der Stadt war

gerichtet, die Zimmerleute hatten einen großen Kranz mit Flittergold hoch über dem Sparrenwerk des Daches aufgehängt. „Odin seh'!" rief die Königin. Da wurde die Stadt „Odinseh" genannt, welcher Name später durch die tägliche Rede in Odense ausgeartet ist.

Fragt man ein Kind in Kopenhagen, woher wohl die kleinen Kinder geholt werden, so lautet die Antwort: „aus dem Peblinger See." Die Odenser Kleinen wissen nichts vom Peblinger See, sie sagen: „wir sind aus dem Rosenbache geholt," einem kleinen Bache, der erst in den letzten Jahren nobilitirt worden ist. Dieser Bach läuft mitten durch Odense und soll in früherer Zeit, vereint mit dem Odenser Bache, eine Insel gebildet haben, auf welcher die Stadt damals lag; hiervon leiten Andere den Namen Odense ab, als: Odins Ei oder Odins Oe (Insel). Wie dem nun auch sei, der Bach läuft noch da, und 1810, als der sogenannte Weidendamm am Westerthore noch nicht vollendet worden, war er, hauptsächlich im Frühjahr, tief und wasserreich. Oft trat er aus seinen Ufern, in die kleinen Gärten, die ihn auf beiden Seiten umgaben. So läuft er verborgen durch die Stadt, bis er zur Norderstraße kommt; hier tritt er einen Augenblick hervor, taucht aber darauf in derselben Straße wieder unter und strömt, wie ein kleiner Fluß, durch den Keller der alten Amtsstube, welche der berühmte Oluf Bagger*) erbaut hat.

Es war an einem Nachmittage im Sommer des Jahres

*) Dieser Mann war so reich, daß er, als einst Friedrich der Zweite ihn besuchte, das Zimmer mit Zimmet heizen ließ.

1810; das Wasser stand ziemlich hoch im Bache, doch arbeiteten an demselben zwei Waschfrauen. Sie hatten sich Binsematten fest um den Leib gebunden; mit hölzernen Schlägeln schlugen sie das Zeug auf ihrem Waschtische. Sie waren in tiefer Unterredung begriffen, aber die Arbeit ging ungestört fort.

„Ja," sagte die Eine, „lieber ein wenig mit Ehren, als viel mit Unehren. Sie ist verurtheilt! Morgen soll sie mit der Fiedel gehen. Das ist ganz gewiß! Ich weiß es von Trompeters Karen und von des Bettelvogts Frau. Beide gehen nicht mit Lügen um."

„Ih, mein Jesus!" rief die Andere aus und ließ den Schlägel sinken, „soll Johanne Marie mit der Fiedel gehen? Das hübsche Mädchen, das so ehrlich aussah und sich so gut kleidete!"

„Ja, das war eben das Unglück," sagte die Erste, „sie wollte groß hinaus —! Nein, laß Jedem das Seine! sage ich tagtäglich zu meinen Kindern. Wie die Thaten, so der Lohn. Lieber soll man arbeiten, bis Einem das Blut unter den Nägeln hervorspritzt."

„Ach, sieh' doch!" sagte die Andere, „da geht ja die alte Haut, Johanne Mariens Vater. Das ist ein honetter Mann; er freute sich so über die Tochter, und morgen soll er ihr selbst die Fiedel umhängen! Aber sollte sie wirklich gestohlen haben?"

„Sie hat es selbst gestanden," sagte die Erste, „und der Oberst ist streng. Ich glaube, der Profoß ging da hinein!"

„Der Oberst sollte nur seinen eignen Sohn im Zaum halten. Das ist ein böser Mensch; als ich neulich dort Garn wusch und lustig war, wie immer, nannte er mich „Frauensperson"; hätte er gesagt „Frau", so hätte ich mir nichts daraus gemacht, das wäre etwas Anderes gewesen; aber „Frauensperson", das war grob! — — Ei, da segelt die ganze Bescheerung!" schrie sie plötzlich, als das Betttuch, welches sie um den Waschtisch geschlungen hatte, losging und mit dem Strome fortschwamm; sie lief nun hinterher und das Gespräch war abgebrochen.

Der alte Mann, den sie gesehen und bedauert hatten, ging in das nahgelegene große Haus, wo der Oberst wohnte; sein Blick war zu Boden gerichtet, ein tiefer, stiller Schmerz lag in dem gerunzelten Antlitze; leise zog er am Glockenstrange und bückte sich tief vor der schwarzgekleideten Dame, die ihm die Thür öffnete.

Wir kennen sie, es war die alte Rosalie, damals zwanzig Jahre jünger, als da wir sie an der Westküste von Jütland kennen lernten.

„Guter alter Mann!" sagte sie und legte freundlich die Hand auf seine Schulter. „Oberst Zostrup ist wohl streng, aber unmenschlich ist er nicht, und das würde er sein, ließe er Ihn morgen seinen Dienst verrichten. Der Oberst hat gesagt, der Profoß möge zu Hause bleiben!"

„Nein!" sagte der Alte. „Der Herr wird mir Stärke verleihen. Gott sei gelobt, daß Johanne Mariens Mutter ihre Augen geschlossen hat; sie sollte das Elend nicht sehen. Wir haben keine Schuld daran!"

„Ehrlicher Mann!“ sagte Rosalie. „Johanne war immer so gut und ordentlich, und nun —!“ sie schüttelte den Kopf. „Ich hätte für sie bürgen wollen; aber sie hat es ja selbst gestanden!“

„Das Recht muß seinen Gang gehen!“ sagte der Alte, und Thränen strömten über seine Wangen hinab.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und Oberst Zostrup, ein hoher, hagerer Mann mit einem strengen Blick, stand vor ihnen. Rosalie verließ das Zimmer.

„Profoß!“ sagte er, „morgen ist Er frei!“

„Herr Oberst, es ist meine Pflicht, dabei zu sein, und, wenn mir ein geringes Wort erlaubt ist: die Leute würden schlecht darüber reden, bliebe ich aus.“

Am folgenden Vormittage war schon von früh Morgens an der Platz, an welchem das Rathhaus und die Hauptwache stehen, mit Menschen angefüllt; sie wollten das schöne Mädchen mit der Fiedel gehen sehen. Die Zeit begann ihnen lang zu werden, und noch zeigte sich nichts von dem Erwarteten. Die Schildwache, welche ihre abgemessenen Schritte vom Schilderhause und wieder zurück ging, konnte auch keinen Bescheid geben. Die Rathhausthür war verschlossen, Alles gab demnach Anlaß zu dem sich plötzlich verbreitenden Gerüchte, daß die hübsche Johanne Marie schon vor einer Stunde im Rathhaushofe mit der Fiedel gegangen sei und also Niemand es zu sehen bekäme. Obgleich dies nun ganz gegen die gesunde Vernunft stritt, da ja die Strafe eben in der Oeffentlichkeit bestand, fand es doch vielfach Glauben und erregte große Unzufriedenheit.

„Das ist schlecht!" sagte eine simple Frau, in der wir die eine Waschfrau wieder erkennen, „das ist schlecht, die Leute so zum Narren zu haben! Gestern habe ich gearbeitet wie ein Pferd, und nun soll man sich hier zwei Glockenstunden lang die Beine steif stehen, ohne Etwas zu sehen zu bekommen!"

„Das dachte ich wohl," sagte eine andere Frau, „ein glattes Gesicht hat viele Freunde! Sie hat gewiß die Großen für sich zu gewinnen gewußt."

„Glaubst Du nicht," fragte eine Dritte, „daß sie mit des Obersten Sohn gut Freund gewesen ist?"

„Ja, früher hätte ich nein gesagt, weil sie so ehrlich aussah, und an den Eltern ist nie etwas auszusetzen gewesen; aber da sie gestohlen hat, wie wir ja jetzt wissen, kann sie auch sonst leichtfertig gewesen sein. Des Obersten Sohn ist ein wilder Vogel. Schwelgen und schwärmen thut er im Geheimen! Wir Andern wissen mehr als der Vater; der hat ihn in zu strenger Zucht gehalten; zu große Härte macht böses Blut!"

„Gott steh' mir bei, nun geht es los!" unterbrach sie die zweite Frau, indem eine Abtheilung Soldaten aus der Wache abmarschirte und in einiger Entfernung von einander einen freien Platz einschloß. Jetzt wurde die Thür des Rathhauses geöffnet, und zwei Polizeidiener nebst einigen Wächtern begleiteten die Verurtheilte, die mit der Fiedel bekleidet war. Diese ist ein hölzernes Joch, das über die Schultern des Delinquenten gelegt wird; wo das Holz vorn in eine Spitze ausläuft, werden die Hände geknebelt; oben

befinden sich zwei eiserne Bügel, der vorderste mit einer kleinen Glocke, der andere dagegen mit einem langen Fuchsschwanze, der dem Verurtheilten über den Rücken herab hängt.

Das Mädchen schien kaum über neunzehn Jahre alt und war von einer ungewöhnlich hübschen Figur, das Gesicht edel und fein gebildet, aber todtenblaß; doch sah man keinen Ausdruck von Schmerz oder Scham, sie schien das Bild einer Bußfertigen, die still ihre Buße vollführt.

Ihr alter Vater, der Profoß, folgte langsam nach; sein Blick war fest, keine Miene deutete an, was in seiner Seele vorging; schweigend nahm er seinen Platz an einem der gemauerten Pfeiler vor der Wache.

Ein starkes Murmeln entstand unter der Menge, als sie das hübsche Mädchen und den armen alten Vater erblickten, der die Schande seiner Tochter selbst mit ansehen mußte.

Ein buntscheckiger Hund schlüpfte in den offnen Kreis; des Mädchens einförmiger Gang mitten auf dem Platze, das Läuten der kleinen Glocke und der Fuchsschwanz, der sich im Winde hin und her bewegte, reizte den Hund, der zu bellen begann und in den Fuchsschwanz beißen wollte. Die Wächter jagten ihn fort, aber er kam bald zurück, wagte sich zwar nicht in den Kreis, steckte aber den Kopf vor und hörte mit Bellen nicht auf.

Die Menge, welche schon durch des Mädchens Schönheit und den Anblick des alten Vaters zum Mitleiden gestimmt war, wurde durch diesen Fall wieder in eine lustige

Laune versetzt; man lachte und fand das Ganze sehr unterhaltend.

Die Stunde war um, die Fiedel sollte abgenommen werden. Der Profoß näherte sich, aber indem er die Hand zu dem Joche aufhob, schwankte der alte Mann und sank in demselben Augenblick auf das harte Steinpflaster zurück.

Ringsum preßte dies einen Schrei hervor, nur das junge Mädchen stand schweigend und unbeweglich; ihre Gedanken schienen weit entfernt, doch glaubten Einzelne gesehen zu haben, wie sie ihre Augen zudrückte, das war aber nur einen Augenblick gewesen. Ein Polizeidiener erlöste sie aus der Fiedel; ihr alter Vater wurde in die Wache getragen, zwei Polizeidiener führten sie ins Rathhaus.

„Seht, nun ist das vorbei!" sagte ein alter Handschuhmacher, der sich unter den Zuschauern befand. „Das nächste Mal kommt sie ins Zuchthaus."

„O, da haben sie es gar nicht so übel!" antwortete ein Anderer. „Sie singen und trällern den ganzen Tag und brauchen nicht für das Essen zu sorgen!"

„Ja, aber das Essen ist auch darnach!"

„Es ist nicht so schlecht! Mancher arme Mensch würde seinem Gott dafür danken, und Johanne Marie bekäme gewiß das Beste. Ihre Tante ist ja Speisefrau darin, und das wissen wir, Speisefrau und Inspector, die hängen zusammen. Die Geschichte, das kann ich mir denken, wird dem Alten wohl das Leben kosten. Er bekam einen tüchtigen Stoß, als er aufs Steinpflaster fiel; man konnte hören, wie es dröhnte."

Die Menge verlief sich.

Des Letzten böse Stimme prophezeite die Wahrheit.

Drei Wochen darauf trugen sechs Soldaten einen gelben, aus Stroh geflochtenen Sarg aus einem dürftigen Hause. Der alte Profoß lag mit gebrochenen Augen und gefalteten Händen im Sarge. In der stillen Kammer saß auf dem Bettpfosten Johanne Marie, blaß wie der Todte, den man eben forttrug. Eine mitleidige Nachbarsfrau ergriff ihre Hand und nannte wiederholt ihren Namen, ehe sie es hörte.

„Johanne, komm mit mir! Iß eine Schüssel Erbsen und erhalte Dir das Leben, wenn auch nicht um Deinetwillen, so doch um des Kindes willen, das Du unter dem Herzen trägst!"

Das Mädchen stieß einen wunderbaren Seufzer aus. „Nein, dem ist nicht so!" sagte sie und preßte die Augen zu.

Mitleidig zog die Nachbarin sie mit sich fort.

Einige Tage vergingen; da traten eines Morgens zwei Polizeidiener in die ärmliche Kammer, wo der Profoß gewohnt hatte. Johanne Marie wurde wieder vor das Gericht gefordert.

Ein neuer Diebstahl war bei dem Obersten begangen. Rosalie sagte, daß sie schon seit langer Zeit das Weggekommene vermißt, aber gemeint habe, es sei das Beste, es zu vergessen. Des Obersten heftiges Gemüth und seine Erbitterung auf Johanne Marie, die, wie er behauptete, durch ihre schlechte Aufführung den alten, braven Vater unter die Erde gebracht hatte, forderte sie wieder vor das Gericht, auf daß die Sache näher untersucht werden könne.

Rosalie, welche, eingenommen von der Schönheit und dem Wesen des Mädchens, noch viel auf sie hielt, war dieses Mal ruhig, überzeugt, daß sie Alles läugnen würde; der Diebstahl war ja in den letzten Tagen begangen worden. Man erfuhr es bald; Johanne Marie war schwerlich die Thäterin; dennoch gestand sie, zur Verwunderung der Menge, gleich, daß sie die Schuldige sei, und gestand mit einer Ruhe, die Alle in Erstaunen setzte. Ihr edles, hübschgeformtes Gesicht schien blutlos, die dunkelblauen Augen strahlten mit einem Glanze, wie die eines Fieberkranken; die Schönheit, die anscheinende Ruhe und doch diese Verstocktheit im Laster brachten einen wunderbaren Eindruck auf die Zuschauer hervor.

Sie wurde zur Zuchthausstrafe in Odense verurtheilt. Von der bessern Menschheit verachtet und verstoßen, trat sie ihre Strafe an. Keiner hätte sich träumen lassen, daß unter einer so hübschen Larve ein so verderbter Sinn verborgen sein könne.

Sie ward an den Spinnrocken gesetzt; still, in sich selbst verschlossen, verrichtete sie die ihr auferlegte Arbeit. An der rohen Freude der andern Gefangenen nahm sie keinen Theil.

„Nur nicht den Muth verloren, Johanne Marie!“ sagte der deutsche Heinrich, der am Weberstuhle saß. „Singe mit, daß die Eisenstäbe klirren!“

„Johanne, Du hast Deinen Vater unter die Erde gebracht!“ sagte die Speisefrau, ihre Verwandte. „Wer hat Dich auf so schlechte Wege verlockt?“

Johanne Marie schwieg, die großen dunkeln Augen blickten still vor sich hin, während sie das Spinnrad drehte.

Fünf Monate verrannen, sie wurde krank, todtkrank, und gebar einen Knaben und ein Mädchen, zwei hübsche wohlgestaltete Kinder, nur war das Mädchen so schwach und zart, daß ihr Leben an einem Faden zu hängen schien.

Die sterbende Mutter küßte die Kleinen und weinte; es war das erste Mal, daß man sie hier hatte weinen sehen. Die Speisefrau saß allein bei ihr am Bette.

„Zieh' Deine Hand nicht von den unschuldigen Kindern ab!" sagte Johanne Marie. „Sag' ihnen dereinst, wenn sie größer werden, daß ihre Mutter unschuldig war! Mein Erlöser weiß, daß ich nie gestohlen habe; unschuldig bin ich und war es, als ich auf öffentlichem Markte zum Spott ging, wie jetzt, da ich hier sitze!"

„Mein Jesus, was sagst Du?" rief die Frau aus.

„Wahrheit!" antwortete die Sterbende. „Gott sei mir gnädig! — meine Kinder —!"

Sie sank auf das Lager zurück und war todt!

XLIV.

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein!
Hölty.

Wir kehren wieder zu dem fühnenschen Herrensitze zurück; aber Herbst und Winter sind verflossen, während wir in der Vergangenheit verweilten. Es ist im Frühling 1832.

Des Kammerjunkers und Sophiens Hochzeit wurde, ihrem Wunsche gemäß, am zweiten April gefeiert, weil dieser Tag in den Jahrbüchern Dänemarks unsterblich sein wird. *) In der Heimath, wo jetzt nur Mama, Louise und Eva lebten, war es still geworden. Den ganzen Winter hatte Eva gekränkelt. Mit jedem Monat wurde sie schwächer, doch glich sie nicht den hinwelkenden Blumen; man fand keinen Ausdruck von Kränklichkeit bei ihr, es war vielmehr, als ob das Geistige das Körperliche überwältige, sie glich der Astrallampe, die, von Strahlen angefüllt, fast ein ätherischer Gegenstand zu sein scheint. Die dunkelblauen Augen hatten einen eignen Ausdruck von Geist und Gefühl, der selbst die einfachen Dienstboten des Gutes ergriff. Der Arzt versicherte, daß Eva's Brust gesund sei; ihre Krankheit war ihm ein Räthsel. Ein schöner Sommer würde schon, meinte er, wohlthuend auf sie wirken.

*) Am 2. April 1802 fand, wie bekannt, die blutige Seeschlacht zwischen Dänen und Engländern auf der Rhede von Kopenhagen statt.

Wilhelm und Otto schrieben abwechselnd. Es war jedesmal ein Festtag, wenn Briefe eintrafen, da wurden Karten und Grundrisse der großen Städte hervorgeholt. Louise und Eva machten dann die Reise mit.

„Heute sind sie da! morgen dort!“ riefen sie aus.

„Wie gönne ich es ihnen doch recht von Herzen, diese Herrlichkeiten zu sehen!“ sagte Louise.

„Die herrliche Schweiz,“ seufzte Eva, „wie muß Einem die Luft da so frisch entgegenströmen! Wie wohl muß man sich da fühlen!“

„Könntest Du dahin kommen, Eva!“ sagte Louise, „da würdest Du gewiß genesen.“

„Hier habe ich es so gut, hier bin ich so glücklich!“ antwortete sie. „Ich bin Gott auch recht dankbar dafür! Wie hätte ich eine Zukunft wie diese hoffen können? Gott lohne es Ihnen und Ihrer guten Mutter! Einst war ich so unglücklich, aber jetzt ist mir reichlicher Ersatz für alle Sorge und Zurücksetzung geworden. Ich bin so froh, und deshalb will ich so gern leben.“

„Ja, leben sollst Du auch!“ sagte Louise. „Wie kommen Dir denn jetzt die Todesgedanken? Der Sommer wird Dich völlig wiederherstellen, sagt der Arzt. Kannst Du mir irgend einen Kummer verbergen? — Eva, ich weiß es wohl, mein Bruder liebt Dich!“ —

„Das wird er in der Fremde vergessen!“ sagte Eva, „das muß er vergessen! Könnte ich undankbar sein? Wir passen nicht für einander!“ Sie erzählte von ihrer Kindheit, von entschwundenen kummervollen Tagen. Louise schlang

den Arm um ihre Schulter, sie sprachen bis in die Nacht hinein, und Thränen perlten in Louisens Augen.

„Nur Ihnen konnte ich es erzählen!" sagte Eva. „Es ist mir wie eine Sünde, und doch bin ich unschuldig, meine Mutter war es auch, meine arme Mutter! Ihre Schuld war Liebe, sie opferte Alles auf, mehr als ein Weib aufopfern darf. Der alte Oberst war streng und heftig; sein Zorn soll sich oft bis zur Wuth gesteigert und diese ihm alle Besonnenheit geraubt haben. Der Sohn war jung und wild, meine gute Mutter ein armes Mädchen, aber sehr hübsch, sagt man; seine Rede bethörte sie, und sie wurde ein unglückliches Wesen; das fühlte sie selbst. Des Obersten Sohn bestahl seinen Vater und eine alte Dame im Hause. Man vermißte das Gestohlene. Der Vater hätte den Sohn ermordet, wenn er erfahren, wie es sich eigentlich verhielte; deshalb suchte der Sohn in seiner Noth Hülfe bei meiner armen Mutter, redete ihr zu, bat sie, ihm zu helfen und die Schuld auf sich zu nehmen. Alles, was ihr begegnen könnte, wäre, aus dem Dienste zu kommen, meinte er. Sie glaubte, mit der Ehre sei Alles verloren, sie hatte ihm ja schon ihr höchstes Gut hingegeben; im Schmerz und überwältigt von seinen Bitten willigte sie ein. Mein Vater muß böse und verderbt gewesen sein!" — Eva brach in Thränen aus. —

„Du liebes, gutes Mädchen!" sagte Louise, und küßte sie auf die Stirn.

„Meine arme Mutter wurde zu einer entehrenden Strafe verurtheilt. Ich kann sie nicht nennen. Deshalb habe ich

auch nie Lust gehabt, nach Odense zu kommen. — Die alte Dame im Hause des Obersten verhehlte aus Gutmüthigkeit ihren Verlust, aber durch Zufall entdeckte man ihn. Der Oberst wurde sehr aufgebracht; meine Mutter war von Schande und Unglück überwältigt, der erste Fehltritt hatte Alles verursacht. — Sie kam in die Strafanstalt in Odense. Des Obersten Sohn ging kurz darauf mit einem Schiffe fort. Meine unglückliche Mutter war verachtet; Keiner wußte, daß sie aus Verzweiflung und Liebe eine Schmach trug, die sie nicht verdiente; erst auf ihrem Sterbelager, als mein Bruder und ich geboren waren, entdeckte sie einer Verwandten, daß sie unschuldig sei. Als eine Verbrecherin wurde sie früh Morgens in einem Sarge von Strohgeflecht zu Grabe getragen. Ein großes und edles Herz wurde unerkannt zu den Todten gebracht!"

„Du hattest einen Bruder?" fragte Louise, und ihr Herz klopfte heftiger. „Starb er? Wo bliebt Ihr armen Kinder?" —

„Die Speisefrau der Strafanstalt behielt uns. Ich war klein und schwach, mein Bruder dagegen stark und lebenskräftig. Er lebte meist unter den Gefangenen, ich saß mit meiner Puppe in der kleinen Kammer. Wir standen wohl in unserm sechsten Jahre, da wurden wir Kinder zu dem alten Obersten geholt. Sein Sohn war im fremden Lande gestorben, aber vor seinem Tode hatte er an den Alten geschrieben, ihm seine Verbrechen gestanden, meiner Mutter Unschuld betheuert und uns als seine Kinder anerkannt. Ich soll meinem Vater sehr ähnlich gewesen sein. Der Alte

sagte gleich, als er mich erblickte, voll Zornes, „sie will ich nicht haben!“ Ich blieb bei meiner Pflegemutter. Meinen Bruder sah ich seitdem nie wieder, der Oberst verließ mit ihm die Stadt!“

„O Gott!“ sagte Louise, „Du hast doch wohl Papiere darüber? Kennst Du Deinen Bruder nicht? — Es ist unmöglich anders, — Du bist Otto's Schwester.“

„Gott im Himmel!“ rief Eva aus, ihre Hände bebten, sie wurde bleich, wie eine Leiche.

„Du wirst ohnmächtig!“ rief Louise, und schlang den Arm um ihren Leib, küßte sie auf Augen und Wangen. „Eva! Er ist Dein Bruder! Der theure, gute Otto! Er wird auch glücklich werden durch Dich! Ja, Deine Augen sind die seinigen! Eva, Du liebes Mädchen!“ —

Louise erzählte nun der Freundin, was Otto ihr anvertraut hatte, erzählte vom deutschen Heinrich, wie Otto Sidsels Flucht bewerkstelligt habe, und wie sie ihnen begegnet sei.

Eva brach in Thränen aus. „Mein Bruder! O Gott! Könnte ich doch leben, leben, um ihn zu sehen! Das Leben ist so schön! Ich will nicht sterben.“

„Die Freude wird Dich stark machen, es ist kein Zweifel, er ist Dein Bruder. Wir müssen es der Mutter erzählen! Wie wird auch sie sich freuen, und Otto wird nicht mehr trauern und leiden, wie früher. Auf Dich kann er stolz sein! O komm, komm!“ Sie führte Eva zur Mutter, die schon zu Bett war, aber wie konnte Louise bis zum folgenden Morgen warten?

„Der Herr segne Dich, mein gutes Kind!“ sagte die Baronin und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

Eva erzählte ihnen nun, wie der Oberst ihrer Pflegemutter eine bestimmte Summe gegeben habe, aber das sei ein-für allemal', hatte er gesagt. Als später die Pflegemutter starb, bekam Eva doch noch zweihundert Thaler, und für diese nahm die Schwester der Verstorbenen sie zu sich; mit ihr kam sie nach Kopenhagen; sie war damals zehn Jahr alt. Sie mußte ein kleines Kind wiegen, welches sie Bruder nannte, es war der kleine Jonas. Schon als sie heranwuchs, sagte man ihr, daß sie hübsch sei. Es war jetzt ungefähr vier Jahre her, da wurde sie eines Abends von zwei jungen Herren verfolgt; den einen kennen wir, unsern moralischen Hans Peter. Eines Morgens kam Eva's Pflegemutter mit einem Antrage, der das Mädchen zur Verzweiflung brachte. Der Comptoirchef hatte sie gesehen und wollte nun die schöne Blume kaufen; er hatte zu Hause ja nur eine alte Mohnblume. Da verließ Eva das Haus und kam zu den braven Leuten nach Roeskilde, und von dem Tage an war der liebe Gott ihr recht gut gewesen. Sie sank knieend vor dem Bette der alten Dame nieder. Sie war nicht mehr unter Fremden; eine Mutter und eine Schwester weinten mit der Glücklichen.

„O könnte ich doch leben!“ betete Eva aus der Tiefe ihres Herzens. Wie eine Verklärte stand sie vor ihnen. Durch Thränen strahlte ihr Auge Freude.

Am folgenden Morgen fühlte sie sich wunderbar angegriffen; ihre Füße wankten, ihre Wangen waren wie Mar-

mor. Sie setzte sich in die warme Sonne, die durch die Fenster schien. Draußen standen die Bäume mit großen, halb aufgesprungenen Knospen, -eine einzige milde Nacht konnte den Wald grün machen, den Sommer bringen. Aber der Sommer war schon in Eva's Herz eingezogen, da war Lebenslust und Freude. Die großen, gedankenvollen Augen hoben sich dankbar gen Himmel. „Laß mich jetzt nicht sterben, guter Gott!“ bat sie, und die Lippen bewegten sich in weichen Melodien, leise, wie wenn der Luftzug über ausgespannte Saiten hin fährt.

Den Sonnenschein, der Blüthen Duft,
O laßt sie mich nicht missen!
Laßt athmen mich die laue Luft,
Nicht ruhn auf Leichenkissen!
Ins Grab dringt nicht der Sonnenschein
Und nicht der Menschen Worte;
Da fehlen mir die Blümelein,
Schließt sich die dunkle Pforte.

Jetzt weiß ich, was das Leben ist,
Und halt' es fest, das schöne;
Im Grabe keine Liebe ist,
Nicht Wärme, Licht, noch Töne.
Die Erde lastet schwer, wie Schmerz,
Trotz allem Widerstreben;
Mein Blut ist warm und jung mein Herz,
Zu gerne möcht' ich leben! —

Sie faltete die Hände, es glänzte ihr wie Blumen und Gold vor den Augen, in weiter Ferne tönte Musik, sie wankte und sank auf das nahe stehende Sopha. Das Leben

entströmte ihrem Herzen; aber es war ein Gefühl der Glückseligkeit, eine Ruhe, wie wenn der Müde sein Haupt zum Schlummer neigt.“

„Hier ist ein Brief!“ rief Louise voll Freude und fand sie blaß und kalt. Erschrocken rief sie nach Hülfe, beugte sich über sie —

Eva war todt.

XLV.

„Kennst Du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg.“
Goethe.

Der Brief war von Wilhelm, jede Zeile athmete Lebenslust und Freude.

„Mia cara sorella!

„Klingt das nicht hübsch? Das ist italienisch! Nun bin ich denn in dem gepriesenen Paradiese, aber von der so oft besungenen blauen Luft habe ich noch nicht viel gesehen. Es ist grau hier, grau, wie in Dänemark. Otto sagt zwar, es sei hübsch, daß wir den heimathlichen Himmel mit uns haben, aber ich bin nun nicht so poetisch. Das Essen ist durchaus nicht gut, und die Unreinlichkeit sticht erschrecklich ab gegen die Reinlichkeit in der Schweiz, der bezaubernden Schweiz! Ja, da giebt es eine Natur! Wir haben sie auch durchkreuzt, kannst Du glauben. Aber Du

sollst nun von der Abreise hören und von dem Eintritt in **la bella Italia**, das noch immer hinter allen meinen Erwartungen zurückgeblieben ist. Ich kann einmal dieses kraftlose Volk nicht leiden, diesen Mönchsdunst und diese Unwissenheit nicht ausstehen; wir kommen freilich auch geraden Wegs aus der Schweizer Natur, von Wolken und Gletschern, von Größe und Kraft. Wir reisten etwas schnell durch das Rhonethal, der Himmel war grau, aber dadurch erhielt das Ganze einen eigenthümlichen Anstrich. Die Wälder auf den hohen Bergen sahen aus wie Haidebüschel, das Thal selbst schien ein Garten mit Küchengewächsen, Wein und grünen Wiesen. Die Wolken segelten über und unter einander, während die mit Schnee bedeckten Berge wunderlich dazwischen hervortraten. Es war eine zerrissene Wolkenwelt, die an uns vorüberzog, die wilde Jagd, die sich beim Tagesgrauen vermummt hatte. Sie küßte auf dee Flucht die Pissevache. Dieser Wasserfall ist durchaus nicht zu verachten. In Brieg verweilten wir einige Stunden. Aber zwei Stunden nach Mitternacht begann wieder die Reise hinauf über den Simplon. Diese Reise will ich Euch anschaulich machen. Otto und ich saßen im Coupé; denkt Euch uns in weißen Staubmänteln, in Shawlmützen und mit grünen Saffianpantoffeln, denn der Teufel mag in Stiefeln reisen, die peinigen die Füße. Wir haben Beide Schnurrbärte! Ich habe Otto verführt. Sie kleiden verteufelt gut, geben uns etwas Imponirendes, und das ist sehr gut, da wir jetzt ins Räuberland kommen, da muß man suchen, die Räuber zu frappiren. Also wir fuhren.

Es war dunkle Nacht und todtenstill, wie in dem Moment, wo die Ouvertüre zu einer Oper beginnt. Bald sollte ja auch der große Simplonvorhang aufrollen und wir das Land der Töne schauen. Schon dicht vor der Stadt fing der Weg an zu steigen, wir konnten keine Hand vor den Augen sehen. Ringsum stürzten und brausten Wasserfälle, es war, als hörten wir die Pulse der Natur schlagen: Dicht über dem Wagen hin zogen die weißen Wolken, sie schienen durchsichtige Marmorplatten, die über uns hingeschoben wurden. Uns fing schon an der Tag zu grauen, während tief unten im Thale noch dunkle Nacht weilte, eine Stunde später begann es dort erst zwischen den hölzernen Häuschen zu dämmern.

„Das ist ein Weg, durch die Felsen hinauf gehauen. Der Gigant Napoleon hat ihn durch das Rückgrat der Erde gefurcht. Der Adler, Napoleon's Vogel, flog als ein lebendes Wappenbild über des Meisters Riesenwerk hin. Hier war es kalt und grau. Ueber uns Wolken, unter uns Wolken und in der Mitte jähe Felsenwände.

„In bestimmter Entfernung von einander finden sich hier Häuser (**Relais**) für die Reisenden aufgeführt; in einem solchen tranken wir unsern Kaffee. Die Passagiere saßen auf Bänken und Tischen um das große Kaminfeuer, wo das Föhrenholz knisterte. Ueber tausend Namen waren an die Wände geschrieben. Ich machte mir den Spaß, der Mutter, Sophiens, Deinen und Eva's Namen hinzuschreiben; nun stehen sie da, die Leute werden glauben, Ihr wäret auf dem Simplon gewesen. Im Vorzimmer ritzte

ich den Namen der Mamsell ein und fügte hinzu: „ohne Nähkasten.“ Otto war in Gedanken bei Euch. Wir schwatzten unsere, den Andern unverständliche Sprache, als ich plötzlich ausrief: „es ist ja Eva's Geburtstag!“ Ich erinnerte mich dessen zuerst. Im Städtchen Simplon wollten wir auf ihre Gesundheit trinken. Nun ging es vorwärts. Wo Gletscher niederstürzen und den Weg zerstören könnten, sind die Felsen gesprengt und bilden große Galerien, durch welche man, gegen alle Gefahr gesichert, hinrollt. Ein Wasserfall folgte dem andern. Kein Geländer am Wege, nur der schwarze tiefe Abgrund, wo sich die Tannen bis zu einer ungeheuern Höhe emporhoben, und doch ragten sie nur wie Sparrenwerk aus der mächtigen Felsenmauer hervor. Bald wuchsen keine Bäume mehr. Das große Hospiz lag in Schnee und Wolken. Wir kamen in ein Thal. Welche Einsamkeit! Welche Oede! Nur kahle Felsen. Sie schienen von Metall, alle hatten eine grünliche Farbe; die verschiedensten Moosarten wechselten ab, vor uns erhob sich steil ein mächtiger Gletscher, er sah aus wie grünes Bouteillenglas mit Schnee verziert. Hundekalt war es hier, aber in Simplon war eingeheizt; der Champagner brauste. Es wurde auf Eva's Gesundheit getrunken, und, denk' Dir, in demselben Augenblick war eine Lavine so galant hinabzustürzen. Das war eine Kanonade, ein Rollen zwischen den Bergen. Es muß in Eva's Ohren geklungen haben. Frag' sie nur. Ich sehe, wie sie lächelt.

„Nun ging die Reise auf Italien zu; aber kalt war es und kalt blieb es. Die Natur nahm an Wildheit zu, wir

fuhren zwischen steilen Felsen. Denke Dir an beiden Seiten einen Granitblock, eine halbe Meile lang und fast halb so hoch; dazu einen Weg, nicht breiter, als daß kaum zwei Wagen sich ausweichen können, und Du hast ein Bild dieser Gegend. Wollte man den Himmel sehen, so mußte man den Kopf aus dem Wagen stecken und gerade emporblicken; es war dann, als schauete man vom Grunde des tiefsten Brunnens hinauf, dunkel und enge. Jeden Augenblick dachte ich: wenn nun diese Wände zusammenstürzten! Wir, sammt Wagen und Pferden, wären dann nur wie Ameisen auf einem Bausteine. Wir fuhren durch das Gerippe der Erde; das Wasser brauste, die Wolken hingen wie Flocken an den grauen Felsenwänden. In einem kleinen Thale gingen Knaben und Mädchen, in Schaffelle eingehüllt, roh, wie sie den Thieren abgezogen waren.

„Plötzlich wurde die Luft wunderbar mild. Wir erblickten die ersten Feigenbäume am Wege. Kastanien hingen über unseren Köpfen, wir waren bei Isella, dem Grenzstädtchen Italiens. Otto sang und war ganz ausgelassen; ich studirte die ersten italienischen Wirthshausschilder: „**Tabacco e vino.**“ Welche üppige Natur! Maisfelder und Weinreben! — ja, das war kein Steckenwerk, wie in Deutschland! nein, der Wein hing in üppigen Guirlanden, in großen Laubhütten! Schöne Kinder sprangen auf dem Wege umher, aber der Himmel war grau — und das hatte ich in Italien nicht erwartet. Von Domo d'Ossola blickte ich auf meine liebe Schweiz zurück; ja, sie kehrt freilich Italien die schönste Seite zu. Aber mir wurde

nicht Zeit, zu sehen; fahren sollten wir. Im Wagen saß eine alte Signorina, sie recitirte Verse und machte Augen „**che bella cosa**!“

„Um zehn Uhr waren wir in Baveno, tranken Thee und schliefen, während der **Lago maggiore** unter unsern Füßen plätscherte; den See und die borromäischen Inseln bekamen wir bei Tage zu sehen. „Du lieber Gott!“ dachte ich, „ist dies das Ganze? So still und lächelnd haben wir es auch daheim. Fühnen soll von jetzt an **Isola bella** heißen, und die Ostsee ist wohl groß genug, um **Lago maggiore** genannt zu werden.“ Auf einem Dampfschiffe kamen wir an der Statue des heiligen Borromäus vorüber, nach Sesto di Calende. Wir hatten einen Pfaffen an Bord, der höchlich erstaunt war, daß wir so weit her seien. Ich zeigte ihm eine große Reisekarte, auf welcher der **Lago maggiore** der südlichste und Hamburg der nördlichste Punkt war. „Noch weiter her!“ sagte ich, „noch nördlicher!“ und er schlug die Hände zusammen, als er vernahm, daß wir jenseits der großen Landkarte zu Hause gehörten. Er fragte, ob wir Calvinisten wären.

„Herrliche Landschaften durchflogen wir. Die Alpen sahen aus wie Glasberge aus dem Märchen; sie lagen hinter uns. Die Luft war sommerwarm, aber leicht, wie auf den höchsten Bergen. Die Frauenzimmer warfen uns Küsse zu, aber sie waren nicht hübsch, die guten Damen.

„Erzähle dem Kammerjunker, daß die italienischen Ferkel keine Borsten haben, sondern eine kohlschwarze glänzende Haut, wie die Mohren.

„In der Nacht kamen wir nach Mailand, wo wir bei Reichmann wohnen, gutes Essen bekommen und herrliche Betten haben, darauf sehe ich! lange wird diese Glückseligkeit nicht währen. Auf der andern Seite der Apenninen soll man bis über die Ohren in Schmutz gehen und in Oel eingemachte Oliven kauen müssen, aber nur zu! Otto macht sich herrlich und beginnt lustig zu werden; das ist auch an der Zeit. Ich habe ebenfalls eine Art Umschwung bekommen, mir gefällt die italienische Musik, aber es ist auch ein Unterschied, sie an Ort und Stelle zu hören. Darin ist mehr als Melodie, darin ist Charakter. Das Ueppige in der Natur und in den Formen der Weiber, das leichte Hinflattern des Volkes, wo selbst der Schmerz Melodie ist, hat mein Herz und meinen Verstand gewonnen. Ja, Reisen verändert den Menschen!

„Küsse Mama von mir! Erzähle Eva von der Gesundheit auf dem Simplon, und von der rollenden Lavine, vergiß das nicht! Das ist die Pointe in meinem Briefe. Erzähle mir dann, wie Eva darüber erröthet, und sagt: „er dachte an mich!“ Ja, im Grunde ist das sehr nobel von mir. Meine süße Sophie und ihr Kammerjunker, Jacoba und die Mamsell bekommen ein Bouquet Grüße, die Du hübsch ordentlich vertheilen mußt. Ich wollte, Ihr könntet Otto und mich jetzt mit unsern Schnurrbärten sehen! Wir machen Eindruck, und das ist höchst angenehm. Flössen nur nicht die Tage so schnell dahin, ginge das Leben nur nicht so eilig vorüber!

Questa vita mortale,
Che par si bella, è quasi piuma al vento
Che la porta e la perde in un momento!*)

sagen wir Italiener. Du verstehst das wohl?

Dein liebenswürdiger Bruder
Wilhelm."

Otto hatte an den Rand des Briefes geschrieben: „Italien ist ein Paradies! Hier ist der Himmel drei Mal so hoch, wie daheim. Ich liebe die stolzen Pinien und die dunkelblauen Berge. Möchten alle Menschen diese Herrlichkeiten sehen können!"

Wilhelm hatte hinzugefügt: „Was er vom italienischen Himmel schreibt, ist dummes Zeug. Der heimathliche Himmel ist eben so gut. Er ist ein Sonderling, wie Du wohl weißt! Addio! A rivederci."

XLVI.

Où peut- on être mieux
Qu' au sein de sa famille?
Vieil air.

Du bist Herr in Deiner Welt,
Hast Du Dich, so hast Du Alles?
Mahlmann.

Im Sommer 1833 waren die Freunde zwei Jahre fort gewesen. Seit einem Jahre hatten violette Levkojen auf dem kleinen Dorfkirchhofe ein Grab geschmückt.

---

*) Guarini.

„Ein Herz voll Liebe
Ging ein zur Liebe und zu Gott!“

las man auf dem Steine.

Ein welkes Levkojen-Bouquet hatte Louise bei Eva's Taufschein und Gesangbuch aufbewahrt gefunden. Es waren dieselben Blumen, die Wilhelm ihr an jenem Abende in Roeskilde gegeben hatte. Zwischen den trocknen Blumen lag ein Blättchen Papier, worauf sie geschrieben hatte: „Wie diese Blumen welken, so laß auch in meiner Seele das Gefühl hinsterben, welches die Blumen mich gelehrt haben!“

Ueber dem Grabe dufteten nun Levkojen, die Blumen ihrer Liebe.

Es war Sonntag, die Sonne schien warm; die Gemeinde, Alte und Junge, sammelte sich unter der großen Linde nahe bei Eva's Grabe. Sie erwarteten ihren jungen Prediger, der heute zum dritten Male predigen sollte.

Die Herrschaft würde gewiß auch kommen, meinten sie denn der junge Baron sei vom Auslande zurückgekehrt und mit ihm der andere Herr, der sollte gewiß Fräulein Louise heirathen.

„Es ist wohl der Mühe werth, unsern neuen Prediger zu hören,“ sagte eine der Bauerfrauen. „Ein so junger Mann, und doch predigt er den alten Glauben! Er ist so mild und sanft im Gespräch, als wäre er unseres Gleichen! Und auf der Kanzel —! Gott behüte! Es fuhr mir ordentlich durch alle Glieder, als er neulich vom Gerichte sprach.“

„Da ist der Vater!“ rief die Menge aus, und die Köpfe der Jungen und Alten entblößten sich. Die Frauen verneigten sich tief, als ein junger Mann im Priesterrocke in die Kirchthür trat. Seine Augen und Lippen bewegten sich zu einem frommen Lächeln, das Haar war über der blassen Stirn geglättet. „Guten Tag, Kinder!“ sagte er.

Es war Hans Peter. Er hatte ja „den ersten Charakter,“ hatte deshalb die einträgliche Pfarre bekommen, und predigte ergreifend vom Teufel und allen seinen Werken.

Der Gesang der Gemeinde tönte über die Gräber hinaus, wo die Sonne schien, wo die Levkojen dufteten und wo Eva schlief, sie, deren letzter Wunsch gewesen war, zu leben.

„Im Grabe keine Liebe ist,
Nicht Wärme, Licht, noch Töne!“

Die Erde lag fest und schwer auf ihrem Sarge.

Während des zweiten Liedes hielt ein herrschaftlicher Wagen vor dem Kirchhofe. Beide Freunde, die kürzlich ins heimathliche Dänemark zurückgekehrt waren, gingen mit der Baronin und Louisen in die Kirche. Wilhelm hatten die Reise und die zwei Jahre etwas älter gemacht, es lag ein Schatten von Ernst auf dem sonst offenen, lebensfrohen Gesichte. Otto schien hübscher, als früher; der düstere Ausdruck war gemildert; klug und sinnend blickte er vor sich hin; und auf seinen Lippen schwebte ein Lächeln, wenn er mit Louisen redete. In der Predigt waren Hindeutungen auf die Heimgekehrten, übrigens eine blumenreiche Sprache und viele Bibelstellen. Die Gemeinde weinte, die guten Leute verstanden es wohl, daß ihr junger Baron

aus allen Gefahren, deren es in fremden Ländern viele giebt, unbeschädigt heimgekehrt sei.

Zu Mittag war der Prediger auf das Gut eingeladen. Der Kammerjunker und Sophie trafen auch ein; aber es dauerte sieben Längen und sieben Breiten, wie Fräulein Jacoba sich ausdrückte, ehe sie mit dem Auspacken fertig werden und in die Stube treten konnten, denn sie hatten ihren kleinen Sohn mit, Fergus, nach dem kräftigen Schottländer in Walter Scott's Waverley benant. Das war Sophiens Wunsch. Der Kammerjunker machte aus dem Namen Fergus Gussemann, und Jacoba behauptete, das sei ein Hundename.

„Nun sollt Ihr einen Bengel sehen!" sagte der Kammerjunker, und trug selbst den vierschrötigen Jungen mit rothen dicken Backen und runden Armen umher. „Das ist ein Kernjunge! Den kann man anfassen! tralla — ralla — ralla!" und darauf tanzte er mit ihm in der Stube umher.

Sophie lachte und reichte Otto die Hand.

Wilhelm wandte sich zur Hausmamsell: „Ich habe etwas für Sie! Eine Kleinigkeit, ich hoffe, es bekommt seinen Platz im Nähkasten. Ein Mann von ganz kleinen Muscheln, er ist aus Venedig!"

„Gott, von drüben her!" sagte sie und verneigte sich.

Nach Tische ging man im Garten spazieren.

Wilhelm sprach schon davon, daß er nächstes Jahr wieder nach Paris gehen wolle.

„Den Teufel auch!" sagte der Kammerjunker. „Nein, da lobe ich mir Herrn Zostrup! Der ist patriotisch! Legt

seine Glieder in einem Gute an. Sie haben einen guten Handel gemacht, und bei Weile ist es schön, da giebt es Berg und Thal!"

„Da soll meine alte Rosalie bei mir wohnen!" sagte Otto. „Da wird sie ihre Schweiz finden! Die Kühe sollen Glocken um den Hals haben."

„Herr Gott! sollen nun auch die zu Narren gemacht werden!" rief Jacoba aus, „gerade wie Sophie es treibt."

Sie gingen durch die Allee, wo Otto vor zwei Jahren weinend seinen Schmerz vor Louisen ausschüttete. Er erinnerte sich dessen, ein leichter Seufzer glitt über seine Lippen, aber das Auge lächelte Louisen zu.

„Nun fühlen Sie sich doch froh in der Heimath?" fragte sie. „Einen hübscheren Sommertag, als diesen, hat man doch gewiß nicht in der Fremde!"

„Jedes Land hat seine Schönheiten," antwortete Otto. „Unser Dänemark ist kein Stiefkind gewesen. Die Menschen hier sind mir die liebsten; ich kenne sie auch am besten. Die Menschen, nicht die Natur, machen ein Land gemüthlich. Dänemark ist ein gutes Land! Hier werde auch ich mein Glück finden!" Er ergriff Louisens Hand, sie erröthete und schwieg.

Frohe Stunden folgten.

Jeden Sonntag sammelte sich dieser Kreis, aber das dritte Mal war die Freude größer und festlicher.

Die Natur hatte denselben Bnstrich. Der Abend war so schön, der Vollmond schien; prächtige dunkelblaue Wolken

erhoben sich, wie Berge, jenseit des Belts. In weiter Ferne segelten Schiffe, alle Segel waren ausgespannt, um jeden Luftzug aufzufangen.

Unter dem Mond hin glitt eine kohlschwarze Wolke, die Stoßwinde zu bringen drohte.

Eine kleine Jacht schwebte ruhig auf der See. Am Steuer saß ein Knabe, halb schien er noch Kind; es war Jonas, der kleine Singvogel, wie Wilhelm ihn einst genannt hatte. Letzte Pfingsten ward er confirmirt, und da war sein Sängertraum zu Ende; doch das hatte ihn nicht betrübt, dagegen hatte es ihm recht schwer auf dem Herzen gelegen, daß er nicht Pfeifer werden durfte. Sein sehnlichster Wunsch war es gewesen, sich als Regiments-Pfeifer zu sehen, da hätte er bei der Confirmation die rothe Uniform tragen können. Den Säbel an der Seite, und am Tzako eine Feder, halb so lang, wie er selbst; so geputzt hätte er dann mit den Mädchen in den Königsgarten und auf den runden Thurm gehen können, die gewöhnliche Promenade der armen Kinder in Kopenhagen. Am Confirmationstage besteigen sie den hohen Thurm, recht als ob sie einen Blick über die Welt gewinnen wollten. Der kleine Jonas wurde dagegen als Schiffsjunge confirmirt und saß nun schon am Steuer in der stillen Nacht.

Auf dem Verdeck saßen zwei Leute und schliefen; ein Dritter ging ruhig auf und ab. Plötzlich schüttelte er einen der Schläfer und fuhr darauf an die Segel. Ein Stoßwind erhob sich mit einer solchen Schnelligkeit und Kraft, daß das Schiff augenblicklich auf die eine Seite überschlug.

Mast und Segel tauchten ins Wasser. Der kleine Jonas stieß einen Schrei aus. Kein Schiff war in der Nähe zu sehen. Die beiden Schläfer fuhren eben zeitig genug auf, um sich an den Mast festklammern zu können. Kräftig griffen sie in die Taue, aber vergebens, das Segel hing wie Blei im Wasser. Das Schiff erhob sich nicht.

„Joseph Maria!“ rief der Eine, ein Mann mit grauem Haar und häßlichen Zügen. „Wir sinken! Das Wasser dringt in den Raum!“

Alle drei kletterten nun nach dem äußersten Theile des Schiffes, wo ein kleines Boot nachschleppte. Der eine sprang hinein.

„Meine Tochter!“ rief der ältere und bückte sich zu dem schmalen Eingange in die Kajüte hinab. „Sidsel, rette Dein Leben!“ Er selbst sprang nun ins Boot. „Wir müssen meine Tochter heraus haben!“ rief er. Das eine Kajütenfenster des Schiffes stand unter Wasser; er schlug das andere ein. „Wir sinken!“ schrie er, und man hörte einen häßlichen Schrei drinnen.

Der Alte war der deutsche Heinrich, der mit diesem Schiffe von Kopenhagen nach Süd-Jütland wollte. Sidsel war Heinrichs Tochter, deshalb wollte er sie nun zum zweiten Male retten.

Das Wasser drang mehr und mehr ins Schiff ein. Heinrich steckte seinen Arm durch das Kajütenfenster und griff ins Wasser hinein; plötzlich faßte seine Hand ein Kleidungsstück; er zog es an sich, es folgte nach, aber es war des Schiffers Jacke, nicht die Tochter, wie er hoffte.

„Das Schiff sinkt!“ schrie der andere, und griff wild ins Tau, welches das Boot festhielt; vergebens suchte er es mit seinem Taschenmesser zu durchschneiden. Das Schiff wirbelte rund um, mit Boot und Allem, und wie in einem Mahlstrome ging das Ganze in die Tiefe. Die See bewegte sich in gewaltiger Brandung über die Stätte und ward wieder still; der Mond schien ruhig auf die Fläche, wie vorhin; man sah kein Wrack, sah Niemand mit dem Tode kämpfen.

Es war fast eine Stunde nach Mitternacht. In demselben Augenblick verlosch das letzte Licht auf dem Herrenhofe. Alle waren zur Ruhe.

„Nach Paris will ich!“ sagte Wilhelm, „nach meiner herrlichen Schweiz! Hier in der Heimath wird man schwermüthig. Die Levkojen auf dem Grabe haben einen Duft voll wehmütiger Erinnerungen! Ich muß Bergluft athmen, mich im Gewühle herumtummeln, das macht fröhlich, und Frohsinn ist das Beste in dieser Welt!“

Otto schloß die Augen, seine Hände falteten sich. „Louise liebt mich! Ich bin so glücklich, daß ich fürchte, es möge mich bald ein großer Kummer treffen; so pflegt es ja immer zu geschehen. Wäre doch der deutsche Heinrich todt! Erst wenn der fort ist, kann ich ganz ruhig, ganz glücklich werden.“

Bayerische Staatsbibliothek München

Schnellpressendruck von Fr. Nies in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Andersen, Hans Christian

O. Z Roman

Bd.: 3

Leipzig 1849

P.o.rel. 8123 t-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10048077-3